Einzelpreis 70 Heller.

Redaktion und Verwaltung: Prag, II., Nekazanka 18.

Telephone: Tagesredaktion: 26795, 31469. Nachtredaktion: 26797.

Postscheckamt: 57544.

Inserate werden laut Tarif billigst berechnet. Bei öfteren Einschaltungen Preisnachlaß.

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der Tschechoslowakischen Republik.

Bezugs-Bedingungen: Bei Zustellung ins Haus oder bei Bezug durch die Post:

monatlich . . . Kč 16.—
vierteljährlich . . . „ 48.—
halbjährig . . . . „ 96.—
ganzjährig . . . . „ 192.—

Rückstellung von Manuskripten erfolgt nur bei Einsendung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme des Montag täglich früh

7. Jahrgang. Donnerstag, 29. Dezember 1927. Nr. 304.

„Sind wir noch Christen?"

Zu Weihnachten hat sich in der klerikalen Presse ein illustrer Gast, der Bischof Groß von Leitmeritz, eingestellt, um dort die Weihnachtsglocken zu läuten. Er erörtert in dem Artikel, der in weihnachtlicher Stimmung seiner Feder entfließt, keine geringere Frage als diese: „Sind wir noch Christen?" Wenn einer der Hirten der katholischen Christenheit eine solche Frage stellt, müßte man annehmen, daß darin nicht nur den Angehörigen der katholischen Kirche und der Zeit ein Spiegel vorgehalten werde, sondern daß es sich auch darum handle, den Repräsentanten der Kirche eine Erforschung des eigenen Gewissens nahezulegen. Der Bischof Groß ist für uns kein Unbekannter. Er hat von sich reden gemacht, als er aus Anlaß der letzten Parlamentswahlen im Jahre 1925 mit einem „Hirtenbrief zu den öffentlichen Wahlen" zur Unterstützung der christlichsozialen Partei ausrückte, einem Hirtenbriefe, der den Eindruck erwecken sollte, er sei ein Bestandteil der seelsorgerischen Tätigkeit des Bischofs, der aber nichts anderes war als eine Wahlstreitschrift und ein Pamphlet gegen die Sozialdemokratie. Damals stellte Groß die Behauptung auf, das soziale Elend liege nicht in der „äußeren Armut", sondern in der „inneren Gesinnung des Menschen", nämlich in der unersättlichen Habgier und Genußsucht, welches Uebel nach seiner Behauptung bei den Reichen wie bei den Armen herrsche. Aus dem Hirtenbrief sprach der Geist eines unduldsamen Zeloten, der vom Geist des wirklichen Christentums sternenweit entfernt ist. Ist Bischof Groß seither tiefer in diesen Geist eingedrungen? Was weiß er auf die Frage „Sind wir noch Christen?" zu antworten?

Man kann mit ihm ganz einer Meinung sein, wenn er davon ausgeht, daß christliche Gesinnung aus der Welt verschwunden ist. Hat sie überhaupt jemals geherrscht und waren frühere Zeitalter, die als „christliche" bezeichnet werden, menschlicher, humaner, sittlicher, reiner als das gegenwärtige? Das ist eine Nebenfrage, die mit den Betrachtungen des Leitmeritzer Bischofs nicht unmittelbar zusammenhängt, aber es wäre immerhin nützlich, wenn Herr Groß sie einmal sich vorlegen wollte; er müßte dann von vorneherein erkennen, mit welch verkehrten Mitteln er die Welt zu kurieren sucht. Aber dies nur so nebenbei. Bischof Groß hat jedenfalls erkannt, daß die Welt krank und höchst unvollkommen ist, daß in ihr das Böse herrscht, und darum hat er gerade die Weihnachtszeit benützt, um dies alles und noch einiges mehr den Menschen zum Bewußtsein zu bringen. Und man muß zugeben, daß er immerhin einiges darüber weiß, wie es in der Welt zugeht: „Wo gibt es eine wirkliche Demokratie? Eine kleine Zahl von Plutokraten machen Völker und Staaten zu ihren Zwingburgen. Was sind die Bank- und Industriekonzerne? Der Tod alles Fleißes. Versklavung der Arbeitenden. Wo wohnt heute die Freiheit? . . . Wie verträgt sich das Kinderelend mit der Hochkultur unserer Zeit? Was gilt heute das Leben des Kindes?" Wer nur diese Sätze läse, würde glauben, der Herr Bischof wäre Sozialist. Er klagt dann noch weiter über das Schulelend und erklärt es als die große Sünde unserer Zeit, daß sie Jesum ignoriert. Was also schlägt er als Mittel zur Beseitigung der der heutigen Gesellschaft anhaftenden Schäden vor? Mit einem Wort ist es gesagt: Religion! Mehr Glaubenstreue, dann wird alles, alles besser werden! Es ist das alte klerikale Lied, um nicht eine einzige Strophe bereichert: Die Religionslosigkeit ist an allen Lastern, Uebeln, Verbrechen und Gebrechen schuld. Macht die Menschen wieder fromm, zügelt sie durch die Religion, dann wird die Botschaft „Friede auf Erden" zur Wahrheit werden. Mit anderen Worten: Legt alle weltliche Macht in die Hände der Kirche, dann wird es keine Ausbeuter und keine Ausgebeuteten, keine Unterdrückung und kein Elend geben. Priesterliche Umklammerung aller weltlichen Einrichtungen, dann bleibt niemandem etwas zu wünschen übrig.

Hier sieht man schon, wie wenig ernsthaft der Bischof Groß die Frage „Sind wir noch Christen?" beantwortet. Christentum, das ist ihm, wie der offiziellen Kirche, nur der Glaube, nur die Unterordnung der Menschen und aller weltlichen Einrichtungen unter das Machtgebot Roms. Er will die Menschen von innen heraus „bessern" und glaubt, eingeschlossen in den klerikalen Dunstkreis, daß sich dann, wenn alle Menschen fromm geworden sein werden, die Verhältnisse von selbst gründlich ändern werden. Das soziale Elend, den Jammer und die Freudlosigkeit des Lebens der Proletarierkinder, die sittlichen und leiblichen Gefahren des heutigen Ausbeutungssystems mit ihrer schrecklichsten Begleiterscheinung, der Massenarbeitslosigkeit, er kann diese Erscheinungen nicht leugnen, aber er kuriert an der Oberfläche herum und will den Sitz des Uebels nicht erkennen. Bischof Groß ist gleich allen seinen Amtsbrüdern eine Stütze der Gesellschaft, er will sie nicht geändert sehen, er ist vielmehr, wie alle Diener der Kirche, bereit, sie mit dem Aufgebot aller Kräfte zu schützen und zu verteidigen. Er spricht vom Kinderelend und vom Schutz des Lebens der Kinder, aber er denkt dabei nur an den Paragraphen 144. Das ungeheure soziale Leid der Kinder sehen seine bischöflichen Hirtenaugen nicht. Er klagt das Zeitalter wegen seiner Sittenverwahrlosung an, aber von der Beseitigung der Ursachen will er nichts wissen.

„Sind wir noch Christen?" Das müßte heißen: Handeln wir noch wie Christen? Für den Bischof von Leitmeritz, dem die klerikale Presse zu Weihnachten das Wort erteilt hat, damit er Entscheidendes darüber sage, ist dies nur eine Frage des Glaubens- und Lippenbekenntnisses. Eine Frage der Stärkung der Macht der Kirche. Wo gibt es eine wirkliche Demokratie? Herr Groß frage doch einmal unsere im Bürgerblock stehenden deutschen Christlichsozialen, wie sie es mit der Demokratie, die der Herr Bischof angeblich so schmerzlich vermißt, halten! Nie noch wurde die Demokratie so infam geschändet, als unter tätiger Mitwirkung jener Partei, für die der Herr Bischof Groß im Wahlkampf mit einer eigenen Broschüre eingetreten ist und der er sich auch heute noch im Geiste zuzählt. Es ist wahr, daß eine kleine Zahl von Plutokraten Völker und Staaten zu ihren Zwingburgen gemacht haben, aber er weiß doch — er ist ja selbst einer von ihnen — daß die Diener der Kirche an diesen Zwingburgen die eifrigste Wache halten, und er benützt auch seinen Weihnachtsartikel, der das Evangelium der Liebe und Milde verkünden sollte, um gegen den Sozialismus, den einzigen und gefährlichsten Feind der kapitalistischen Plutokratie, zu hetzen, den er weder versteht noch verstehen will, den er nur haßt, weil er mit Recht in ihm ein Hindernis der Machtgier des Klerikalismus erblickt, und von dem er in seiner Unwissenheit sogar behauptet, der Niedergang der öffentlichen Sittlichkeit und die Krise der Moral sei sein — Programm.

Herr Bischof Groß ist der Beantwortung der Frage „Sind wir noch Christen?" ausgewichen, aber er hat sie doch in seiner Weise, wenn auch unfreiwillig, beantwortet. Soweit sie sich auf ihn und seinesgleichen bezieht, war sie übrigens auch schon vor dem Erscheinen seines Weihnachtsartikels gelöst. Millionen wissen es längst, daß der christlichen Theorie der Klerikalen eine gar unchristliche Praxis gegenübersteht, und daß jene, die sich die Erwählten des katholischen Volkes nennen, eine Politik treiben, die durch Verteuerung aller Lebensmittel bis zur Milch des Säuglings Massenelend und Massenarmut fördert, durch Unterstützung militaristischer Rüstungen die Macht des Kapitals steigert. Die neueste schriftstellerische Leistung des Leitmeritzer Bischofs hat diese Erkenntnis nur gesteigert.

Die französischen Sozialisten für die Rheinlandsräumung.

Außenpolitische Debatte. — Das Verhältnis zu den Gewerkschaften.

Paris, 28. Dezember. (Eigenbericht.) In der Debatte des sozialistischen Parteitages über das Parteiprogramm führte Leon Blum aus, daß über die endgültige Form des Programmes am Schlusse des Parteitages abgestimmt werden soll, aber die Kommission werde sich bei der Ausarbeitung des Textes an alles halten, was hier gesagt und angenommen worden sei. Das Programm werde folgende Forderungen enthalten:

1. Politische Reform mit Abschaffung des Senates, Gleichberechtigung der Geschlechter und Einführung des reinen Verhältniswahlrechtes;

2. Organisation der Arbeiterbewegung in Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Arbeiterverband;

3. Organisation der Landwirtschaft;

4. allgemeine Organisation der französischen Wirtschaft;

5. Sanierung der Finanzen gemäß der angenommenen Entschließung, vervollständigt durch eine durchgreifende Reform des Erbrechtes;

6. nationale Erziehung mit vollständiger Verstaatlichung des Elementarunterrichtes;

7. allgemeine Gesundheitsfürsorge und Errichtung von Wohnungen;

8. eine internationale Politik, deren Hauptproblem das Friedensproblem ist; Demokratisierung des Völkerbundes, Revision der Friedensverträge, sofortige Räumung des Rheinlandes.

In der außenpolitischen Debatte wies Grumbach auf die zahlreichen Mängel hin, die dem Völkerbund in seiner augenblicklichen Organisation noch anhaften, und kritisiert die Bündnispolitik, die, wenn sie auch dem Buchstaben nach der Völkerbundsatzung nicht widerspreche, doch wenig dazu angetan sei, der Konsolidierung des Friedens zu dienen.

Longuet bezeichnet die Fortdauer der Rheinlandsbesetzung als einen Skandal und findet, ebenso wie die übrigen Redner, die sich dazu äußerten, starken Beifall mit der Bemerkung, daß eine Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich erst dann eintreten könne, wenn der letzte französische Soldat das besetzte Gebiet verlassen habe.

Paul Boncour wies darauf hin, daß in Uebereinstimmung mit den Vertretern der deutschen Sozialdemokratie auf der Konferenz in Luxemburg festgestellt worden sei, daß Frankreich eine Sicherheitsgarantie, die mit der Errichtung einer internationalen Kontrolle der geräumten Zonen verbunden sei, gebühre. Diese Bedingung sei aber noch nicht erfüllt worden.

War man auch vollkommen einig über die Außenpolitik, so gab es doch Meinungsverschiedenheiten über das Verhältnis der Partei zum Gewerkschaftsbund (C. G. T.). Der ehemalige Generalsekretär des Gewerkschaftsbundes Dumoulin beklagte sich, daß das vor einigen Wochen veröffentlichte Programm der C. G. T. nicht revolutionär genug sei, was schon dadurch bewiesen sei, daß die bürgerliche radikale Partei sich sofort darauf gestürzt habe. Zieromski erklärte dazu, es sei ein vergebliches Bemühen der C. G. T., die Gewerkschaften in die kapitalistische Gesellschaft einzugliedern. Montague vom Vorstand der C. G. T. erwiderte, da die Gewerkschaften die Aufgabe hätten, die soziale Lage des Arbeiters nach Möglichkeit zu bessern, müßten sie sich mit der Frage der Rationalisierung und der Hebung der Produktion befassen. Sie müßten mit der Wirklichkeit stets in Kontakt bleiben.

Leon Blum gelang es schließlich, die unerfreuliche Diskussion abzuschließen. Er sagte, zwischen Arbeit und Kapitalismus könne es eine Versöhnung nicht geben, aber die Gewerkschaften seien ein unentbehrlicher Teil der politischen Kampffront.

Zunahme der Arbeitslosigkeit in Deutschland.

Berlin, 28. Dezember. Die Arbeitslosigkeit hat in der ersten Hälfte des Monates Dezember weiter zugenommen, wobei die starke Kälte und die dadurch bedingte Unterbrechung fast jeglicher Außenarbeit eine große Rolle spielte. Die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger in der Arbeitslosenversicherung stieg von rund 605.000 am 30. November auf 831.000 am 15. Dezember, also um 226.000 oder 37.4 Prozent. Der Zuwachs entfällt in der Hauptsache auf die männlichen Arbeitslosen, deren Zahl von rund 507.000 auf 709.000, also um 202.000 zunahm. Bei den weiblichen Arbeitslosen betrug die Steigerung nur 24.4 Prozent.

Die Gesamtzahl der unterstützten Arbeitslosen ist somit von 750.000 auf eine Million gestiegen, davon 150.000 Frauen. Die Zunahme beträgt also insgesamt rund 250.000 oder 33.7 Prozent.

Auch Bulgarien im Schlepptau Mussolinis?

Rom, 27. Dezember. „Corriere della Sera" berichtet aus Sofia über die Möglichkeit, daß Bulgarien in Italien eine Anleihe aufnehmen werde, weil es von italienischen Finanzkreisen günstigere Bedingungen erhalte, als die der internationalen Anleihe wären. In Frankreich sei man darüber beunruhigt und suche Bulgarien günstigere Bedingungen beim Völkerbunde zu verschaffen und besonders nicht mehr auf der Umwandlung der Bulgarischen Nationalbank zu bestehen.

Ein baltischer Staatenbund?

Gegen Sowjetrußland gerichtet.

Warschau, 28. Dezember. Nach Blättermeldungen aus Moskau erklärte der sowjetrussische Gesandte bei der estländischen Regierung Petrowski gegenüber den sowjetrussischen Pressevertretern, daß sich unter Führung Polens die Bildung eines baltischen Staatenbundes vorbereite, der gegen Sowjetrußland gerichtet sein werde. Petrowski behauptet, daß die Berufung des bisherigen finnländischen Gesandten in Warschau Procope zum Außenminister im finnischen Kabinett mit der bevorstehenden Schaffung des baltischen Staatenbundes zusammenhänge. In Verbindung mit diesen Aeußerungen Petrowskis schreibt die sowjetrussische Presse, daß in Genf die Grundlagen eines antibolschewistischen Staatenblockes an der Westgrenze Sowjetrußlands ausgearbeitet worden sei.

Mexikanisch-amerikanische Entspannung

Washington, 28. Dezember. Die Wiederherstellung normaler Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko hat gestern einen weiteren großen Fortschritt gemacht, als die Nachricht eintraf, daß das mexikanische Unterhaus die ihm vom Präsidenten Calles vorgelegte Novelle zum Petroleumgesetz in erster Lesung angenommen hat. Präsident Coolidge erwiderte dieses Entgegenkommen, indem er dem Staatsdepartement die Anweisung gab, die Ausfuhr der von der mexikanischen Regierung gekauften, jedoch von der Regierung der USA. zurückgehaltenen 15 Flugzeuge und eines größeren Quantums von Munition zu gestatten.

Italien nicht prinzipiell gegen die Herabsetzung der Reparationsschulden.

Gegen eine Belastung italienischer Bürger.

Rom, 27. Dezember. In einer Note des „Popolo d' Italia" zu der im letzten Bericht des Reparationsagenten unterstrichenen Notwendigkeit einer Festsetzung der Gesamthöhe der deutschen Reparationsschuld wird betont, daß der Beschluß der Reparationskommission vom April 1921, auf Grund dessen Deutschland 132 Millionen Goldmark hätte zahlen müssen, nicht ohne Zustimmung sämtlicher Alliierten umgeändert werden könne. Nach einem Hinweis darauf, daß die Alliierten ihre Schulden an Amerika ohne Deutschlands Zahlungen nicht begleichen könnten, bemerkt das Blatt weiter, bei der öffentlichen Meinung Italiens würde eine Herabsetzung der deutschen Zahlungen auf keine Schwierigkeiten stoßen, sofern dadurch keine größeren Lasten auf die Italiener gelegt würden. Solange jedoch die Amerikaner auf der Bezahlung der alliierten Kriegsschulden bestünden, habe eine starke Herabsetzung der deutschen Reparationszahlungen keine Aussicht und man dürfe sich in dieser Hinsicht in Deutschland keinen Illusionen hingeben.

Agrarische Theorie und Praxis.

Zum Kampf um die Sozialversicherung.

In der landbündlerischen Presse beschäftigt sich der Redakteur der Braunauer „Scholle" namens Hugo Scholz mit einer „der betrübendsten Erscheinungen unserer Zeit", nämlich mit der „Abkehr von der Scholle und dem Zuge der Menschen in die Stadt." Zunächst fragt Herr Scholz, was die Ursache der Landflucht sei und bemerkt sehr richtig:

„Die Landflucht ist nichts anderes als der Ausdruck der schlechteren Lebensverhältnisse am Lande gegenüber den besseren in der Stadt."

Herr Hugo Scholz begreift also, daß es sich um eine soziale Erscheinung handelt. Er begreift ferner, daß ihr mit sozialen Mitteln begegnet werden müsse, denn er empfiehlt mit Recht folgendes:

„Die Lebensverhältnisse müssen verbessert, die Arbeitszeit verkürzt, der Lohn erhöht werden."

Für einen landbündlerischen Politiker ist diese Einsicht immerhin bemerkenswert. Freilich macht Herr Hugo Scholz insofern eine Einschränkung, als er als Vorbedingung der landbündlerischen Sozialpolitik die „Rentabilität der „Landwirtschaft" gesichert sehen will. Wie kann aber diese Rentabilität erzielt werden:

„. . . die beste Fachausbildung und die höchsten Erträge werden die Lebensverhältnisse nicht bessern, wenn die Agrargesetze, Zoll- und Steuerschutz die Rentabilität nicht mit sichern helfen."

Also: Weitere Steuererleichterungen und neue Schutzzölle, trotzdem schon die vorjährigen Zollerhöhungen laut Minister Dr. Spina die „einzige" Rettungsmöglichkeit der Landwirtschaft bedeuteten.

Während der Zolldebatte haben verschiedene landbündlerische Redner, darunter Abg. Böhm, betont, daß sie nach Inkrafttreten des Gesetzes, das der Landwirtschaft erhöhte Einnahmen bringen werde, auch an die Land- und Forstarbeiter denken würden.

Das tun sie auch, man frage nur nicht wie!? Daß für 1928 kein Lohnvertrag zustandekam, geschweige denn erhöhte Löhne, ist bekannt. Nicht minder ist bekannt, daß gerade die deutschen Agrarier, vom Abg. Schubert (einem Schullehrer!) angefangen bis zum letzten Unterläufel, die ärgsten Feinde der Sozialversicherung sind. Die landbündlerische Presse ist es, welche am wütendsten gegen das Sozialversicherungsgesetz hetzt und dessen völlige Umgestaltung fordert. So z. B. schreibt das weitverbreitete agrarische Blatt „Der Dorfbote" in Budweis in der Nummer vom 25. Dezember im Leitartikel „Es ist Zeit!" einleitend:

Die Sozialversicherungs-Novelle, über die gegenwärtig im Sozialversicherungsausschusse der Abgeordnetenkammer verhandelt wird, hängt, wie ein Damoklesschwert, über dem schwerbedrängten landwirtschaftlichen Berufsstande. Ursprünglich mit Freuden erwartet, weil einem unerträglichen Zustande hiedurch ein Ende bereitet werden sollte, trat, als die Verhandlungen über die Novelle wirklich aufgenommen wurden, eine bittere Enttäuschung ein. Es hat sich herausgestellt, daß für Erleichterungen im Sinne der Bestrebungen der Landwirte keine Mehrheit zu finden ist, daher die Novellierung bloß im engsten Rahmen der agrarischen und kleingewerblichen Forderungen und stellenweise sogar gegen diese zur Durchführung gelangt.

Das Blatt regt sich also darüber auf, daß das landbündlerische Programm zur Verhunzung der Sozialversicherung nicht gänzlich verwirklicht werden kann. Die Schuld daran tragen jene Landwirte, die — christlichsozial und deutschnational statt agrarisch gewählt haben. Dann heißt es im „Dorfbote" weiter:

„. . . Der Landwirt, gegen den die Jünger des Sozialismus überall zu Felde ziehen, steht diesmal ganz allein auf weiter Flur und muß zusehen, wie gegen seine vitalsten Interessen entschieden wird. Noch ist nicht alles verloren, wenn die Landwirte, ohne Unterschied der Partei und der Nationalität, einmütig erklären, daß sie auf der Erfüllung aller ihrer, die Novellierung der Sozialversicherung betreffenden Forderungen beharren. Ihr Wille muß, wenn er in entsprechender Weise zum Ausdrucke gebracht wird, unbedingt berücksichtigt werden, nachdem mit dem Schicksal der Landwirtschaft auch jenes der übrigen Stände und nicht zuletzt der Volkswirtschaft eng verbunden ist."

Der Aufruf schließt mit den pathetischen Worten:

„Deutsche Landwirte, setzt Euch zur Wehr!"

Da muß man denn doch fragen: welche Landwirte sollen sich zur Wehr setzen? Die 80 Prozent Kleinlandwirte, welche lediglich mit ihren Familienangehörigen wirtschaften, kommen ja nicht in Frage. Es bleiben also die 20 Prozent Mittel-, Großbauern und Großgrundbesitzer übrig. Von diesen sind in erster Linie die zuletzt erwähnten Gruppen bei der Sozialversicherung als „Leidtragende" in Betracht. Diese sollten aber nach dem berühmten Schlagwort von der „Dorfgemeinschaft" handeln, das in der Theorie dem Grundsatz huldigt: „Einer für alle, alle für einen". Außerdem steht im Punkt 15 des Programms des „Bundes der Landwirte", beschlossen am Parteitag zu Teplitz-Schönau am 22. und 23. Feber 1919 wörtlich folgende Forderung:

„Soziale und wirtschaftliche Maßnahmen zum Schutze und zur Förderung der land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter und Dienstboten, der kleinen Landwirte, sowie des ländlichen Handwerks und Gewerbes (Arbeiterschutzgesetze Kranken- und Unfallversicherung, Altersversorgung, Sozialversicherung, Invalidenschutz)."

In der Praxis ist aber von der „Dorfgemeinschaft" ebensowenig etwas zu verspüren wie von der Verwirklichung des eben zitierten landbündlerischen Programmpunktes.

Im Vorjahre druckte die landbündlerische Presse der Tschechoslowakei einen reichsdeutschen Artikel ab: „Ist der Landarbeiter Proletarier?", worin es als Quintessenz zum Schlusse heißt:

„Es gibt daher nur eins, die Landarbeiterschaft ist nicht Proletariat, sie darf nicht ins Proletariat hinabsinken, sie ist ein Teil der Landwirtschaft, sie muß von dieser als solche gewertet werden, sie muß im Bundesverhältnis zur Landwirtschaft stehen und muß als Bundesgenosse geschätzt werden und wird bei dem Wiederaufbau des deutschen Volkes eine besondere aufbauende Rolle zu spielen haben."

Eine schöne Bundesgenossenschaft, die darin besteht, die Land- und Forstarbeiter um bereits erworbene Rechte zu bringen!!

Einen guten Einblick in die engstirnige egoistische Denkweise der Agrarier inbezug auf die Sozialversicherung gewährt die Nummer 3 der Schriften der Bauernvolksschule zu Bad Ullersdorf. Dort wird vom „sozial-konservativen" Standpunkt aus die „gedankenlose" Uebertragung der für städtische Zwecke passenden Sozialversicherung auf das Land mit aller Vehemenz bekämpft:

„Bisher hatte die soziale Gemeinschaft einen Hort der Autonomie in der Werkeinheit, bäuerliche Familie — Hof. Anstatt diesen Gesundbrunnen der Gesellschaft zu schützen, wird geradezu mit teuflischer Bosheit in diese Dinge störend hineingegriffen."

Später wird der Verfasser noch deutlicher und man erfährt, warum man so sehr am „Althergebrachten" hängt:

„Zwischen Dienstleuten und Familien wird wegen der hohen Gelderfordernisse ein Keil getrieben. Das Denken der Leute wird einseitig materialistisch. Dies deshalb, weil die Selbsthilfekörperschaften, in denen der Idealismus unserer Leute ein weites Feld hat, sich zu betätigen und sich darzustellen, ganz ausgeschaltet werden. Es entsteht so die ganz falsche Vorstellung, daß Sozialpolitik gleichkommt der Abzapfung von Geldleistungen. Unsere Dienstbotenfrage . . . erfährt so eine große Verschärfung . . ."

Ja ja, die „konservative Sozialpolitik", von der in der erwähnten Broschüre die Rede ist, soll eben nichts kosten. Dienstboten sind ja — Familienzugehörige. Nur steht die Sache so, daß sich die meisten Dienstboten aus dieser „Zugehörigkeit" lebhaft heraussehnen. Das Ideal der agrarisch-konservativen „Sozialpolitik" besteht in der Altersrentensicherstellung, und einer Aussteuerversicherung der Dienstboten und einer Ausgedingerversicherung mit Hilfe der genossenschaftlichen Geld- und Kreditinstitute. „Die sozialpolitischen Maßnahmen, die sich auf Sicherung von Geldrenten beziehen, blieben so im Blickfelde unserer Leute", meint der Verfasser der Broschüre (Bürger). Da die Versicherungsbeiträge größtenteils jeder einzelne zu tragen hätte, wäre das für die Arbeitgeber, vor allem die Großgrundbesitzer natürlich sehr angenehm. Es ist vollkommen klar, daß die Agrarier aus purer Habgier für „ihre" Arbeiter und Arbeiterinnen nichts übrig haben. Die programmatischen Forderungen der Landbündler sind lediglich agitatorischer Aufputz.

Agrarische Theorie und Praxis ist eben zweierlei. Obgleich die erhöhten Agrarzölle den Großbauern und Großgrundbesitzern wirklich große Profite bescherten, wollen diese von einer sozialen Fürsorge, welche diesen Namen, redlich verdienen würde, absolut nichts wissen.

Diesen Erzreaktionären, die in ihrer Kurzsichtigkeit durch die unbewußte Förderung der Landflucht sich selbst indirekt schädigen, muß jeder soziale Fortschritt zugunsten des schwer arbeitenden Volkes abgerungen werden. J. Sch.

Zur Lohnpolitik der Gewerkschaften.

Erfahrungen in der Textilindustrie.

Von Klemens Zimmer (Reichenberg).

Das Jahr 1927 war für die Union der Textilarbeiter ein ausgesprochenes Kampfjahr, denn es galt, die Lohnstabilisierungs-Beschlüsse der Unternehmer zu durchbrechen. Die Leitung der Lohnvertragspolitik und der gesamten Lohnbewegungen sollte in allen Vertragsgebieten durch die Arbeitgeber von einer Stelle aus geleitet werden. Indessen scheint jedoch das Bestreben vorläufig gescheitert zu sein. Trotzdem kann behauptet werden, daß die Gewerkschaften die Wahrnehmung machen konnten, daß in der letzten Zeit auf Grund dieser Beratungen ein

engeres Zusammengehen der Unternehmer in den bedeutendsten Vertragsgebieten

beobachtet werden konnte.

Als der Reichenberger Lohnvertrag gekündigt wurde, beantworteten die Unternehmer diese Kündigung der Gewerkschaften mit der Kündigung im Niederland und Tannwald. Bei den Verhandlungen kam dieses konzentrierte Vorgehen gegen die Gewerkschaften noch viel deutlicher zum Ausdruck. Das Angebot einer einmaligen Aushilfe in Reichenberg wurde in der gleichen Höhe für die Vertragsgebiete Friedland, Tannwald und Niederland gemacht. Noch sichtbarer kam dieses einheitliche Bestreben der Unternehmer zum Ausdruck in dem Angebot der Unternehmer für das Vertragsgebiet Asch, wo genau dieselben Beträge wie in Nordböhmen angeboten wurden und wo immer zwei Tage später ganz planmäßig die Verhandlungen angesetzt wurden wie in Reichenberg, um in diesem Gebiete im nachhinein genau dasselbe Angebot zu machen. Das gleiche Vorgehen der Unternehmer konnte in Brünn beobachtet werden, denn die Höhe des Brünner Angebotes deckte sich immer, wenn auch in einer anderen Form, mit dem Angebot in Nordböhmen und im Ascher Vertragsgebiete. Dadurch scheint erwiesen, daß tatsächlich die Stellen Brünn, Karlsbad und Rumburg bei den Lohnbewegungen im Oktober bis November einheitlich vorgingen, um dadurch die Löhne in diesen Gebieten nicht in die Höhe gehen zu lassen. Im allgemeinen ist zu beobachten, daß die Unternehmer das Bestreben haben, die Kampffront bedeutend zu erweitern.

Aus diesen Handlungen und Beschlüssen der Unternehmer müssen die Gewerkschaften in Zukunft ihre Lehre ziehen.

Bei den Lohnverhandlungen wird allgemein seitens der Arbeitgebersekretäre immer dasselbe Lied über einen schlechten Geschäftsgang und über die trostlose Lage der Industrie gesungen. Wir haben zugegeben, daß das Jahr 1926 ein Krisenjahr war und trotzdem können wir gegenwärtig nachweisen, daß in diesem Krisenjahr die Unternehmer ziemliche Reingewinne zu verzeichnen hatten, das

zeigten die Bilanzen

der Aktiengesellschaften.

Wir wollen als Beweis des Vorhergesagten einige Reingewinne der Textilindustrieaktienunternehmungen vom Jahre 1926 anführen:

Firma G. A. Fröhlichs Sohn, Samtweberei und Druckfabrik A.-G. in Warnsdorf schüttete 1926 eine Dividende von zehn Prozent oder pro Aktie 20 Kronen aus, während im Jahre 1925 keine Dividende verteilt wurde. Diese Firma ist außerdem in eine Interessengemeinschaft mit der mechanischen Weberei Linden A.-G. und der Berliner Velvetfabrik eingetreten, um dadurch eine Monopolstellung für ihre Erzeugnisse auf den Märkten zu erreichen.

Johann Hernych A.-G., Textilwerke in Wildenschwert, erzielte einen Reingewinn von rund drei Millionen Kronen. Die ausgeschüttete Dividende beträgt 15 Prozent oder 60 Kronen pro Aktie.

Copyright 1927 by Malik-Verlag A.-G., Berlin W. 50

Der falsche Prinz.

50 **Leben und Abenteuer.**

Von Harry Domela.

Als ich im Hotel angekommen, ist im Augenblick kein anderes Zimmer als eins im vierten Stock frei. Notgedrungen mußte ich es nehmen. Es war geradezu miserabel. Unermüdlich lief ein in der Wand eingebauter Ventilator. Ich konnte nicht schlafen. Ich verlangte beim Portier ein anderes Zimmer. Er versprach mir nur, sein Bestes zu tun. Als ich abends in der Hotelhalle sitze und mich langweile, tritt der Hoteldirektor auf mich zu und begrüßt mich. Ich bitte ihn, Platz zu nehmen. Er dankt und rückt sich einen Klubsessel heran. Ich äußere meine Verwunderung darüber, daß die kleine Stadt Erfurt ein so großes Hotel besitze, das sich mit den elegantesten Hotels großer Städte messen könne. Darauf setzt er mir auseinander, daß Erfurt geographisch mitten im Herzen Deutschlands gelegen sei und daher hier viele Kongresse und Konferenzen stattfänden. Erst vor kurzem habe hier eine große Zusammenkunft sehr vieler prominenter Persönlichkeiten stattgefunden. „War es eine kommerzielle oder politische Tagung?" fragte ich. „Nun, wie man es nimmt, in der Hauptsache wohl politisch. Der deutsche Katholikentag. Aber verzeihen, Herr Baron, würde es von mir aufdringlich sein, wenn ich Sie um die Ehre bitten würde, mit mir eine Flasche Wein zu trinken?" Ich sah ihn erstaunt an. Da ich noch nicht zu Abend gegessen hatte, lehnte ich dankend ab. Er schien enttäuscht. Ich fuhr in unserem Gespräch fort: „Welche prominenten Persönlichkeiten waren denn hier? Geistliche, weltliche?" — „In der Hauptsache nur die weltlichen, wie Marx, Wirth, Fürst Löwenstein, Stegerwald, Haslinde . . . und so weiter." Plötzlich schien ihm ein Gedanke gekommen zu sein. „Die Herren haben sich alle in das 'Goldene Buch' des Hotels eingetragen. Falls es den Herrn Baron interessiert, würde ich mich freuen, es Herrn Baron zu zeigen." — „Zu liebenswürdig! Gewiß würde ich mir die Unterschriften gern einmal ansehen." Wir standen auf und er führte mich in das Privatkontor des Kommerzienrats. Während er aus einem Behälter ein großes, kostbar in Leder eingebundenes Buch hervorholte, bat er mich, am Schreibtisch Platz zu nehmen. Mit einer gewissen Feierlichkeit legte er das Buch vor mir auf. Wir blätterten langsam ein Blatt nach dem anderen um. Auf jedem stand ein Name. Es waren Namen von großem Klang darunter. Namen von Fürsten und Finanzaristokraten, bekannten Politikern und hohen Militärs. Am Schlusse kamen in langer Reihe die Prominenten unter den Führern des deutschen Katholizismus: Wirth, Fürst Löwenstein . . ., auf der zuletzt beschriebenen Seite: „Marx, Reichskanzler." Der Direktor konnte jetzt eine gewisse Erregung nicht mehr verbergen. „Ja, Marx, der höchste Beamte des Deutschen Reiches, auf dieser Seite." Er schlug eine neue, noch unbeschriebene Seite auf. „Und hier, hier müßte sich eine der höchsten Persönlichkeiten eintragen, eine Persönlichkeit, die der hohen Stellung eines Reichskanzlers gleichkommt, ein Name, der einen noch volleren Klang hat." Er ergriff einen Federhalter, tauchte ihn ein und reichte ihn mir. „Wir haben dabei an den Herrn Baron gedacht. Falls Herr Baron die Güte haben würde?!" Ich hatte Mühe, meine Verblüffung zu verbergen. „Marx — Korff?!" sagte ich, „der Gegensatz ist doch wohl zu groß. Wie würde sich neben einem Reichskanzler Marx ein simpler Baron Korff ausnehmen!" Der Direktor lächelte diskret. „Wer könnte denn außer Eurer Kaiserlichen Hoheit sonst in Frage kommen?" — „Wer, glauben Sie denn daß ich bin . . ." — „Oh, wir haben Eure Kaiserliche Hoheit sofort erkannt." — „Nun, wer bin ich denn?!" frage ich, und prompt antwortete er: „Seine Kaiserliche Hoheit Prinz Wilhelm von Preußen, der älteste Sohn des Kronprinzen." Boshaft sagte ich da zu ihm: „Sie haben wirklich einen außerordentlich scharfen Blick, Herr Direktor, das muß man Ihnen lassen." Ich nahm den Federhalter und trug forsch und in einem Zuge den Namen ein: „Wilhelm, Prinz von Preußen." Dann setzte ich das Datum des Tages noch hinzu und gab ihm den Federhalter zurück. Ich ahmte bei der Handschrift mit Erfolg die des früheren Kaisers nach. „Dürfte ich nunmehr Eure Kaiserliche Hoheit bitten, zur Feier Eurer Kaiserlichen Hoheit Anwesenheit in unserem Hotel eine Flasche Wein mit mir zu trinken." — „Gern, aber nach dem Abendessen. Doch noch eins: ich wünsche unerkannt zu bleiben, also bitte weiter: Baron Korff." Der Direktor verbeugte sich. „Ganz wie Eure Kaiserliche Hoheit befehlen. Ich bitte aber Eure Kaiserliche Hoheit, mir zu gestatten, falls niemand zugegen ist, Eure Kaiserliche Hoheit mit dem Euerer Kaiserlichen Hoheit zukommenden Titel anreden zu dürfen." — „Gern, lieber Direktor, wenn es Ihnen Freude macht. Dann aber auch den richtigen Titel: Königliche Hoheit." — „Sehr wohl, Königliche Hoheit. Dürfte ich nun im Namen unseres Hotels Eure Königliche Hoheit bei uns willkommen heißen. Ich gebe dem lebhaften Wunsche Ausdruck, daß es Eurer Königlichen Hoheit bei uns behagen möge. Wir werden uns Mühe geben, so viel als möglich dazu beizutragen." — „Ich danke Ihnen, Herr Direktor", unterbrach ich jetzt seinen Redefluß. „Wir können ja jetzt wieder hinuntergehen." Mit einem tiefen Kratzfuß riß er die Tür auf, und wir schritten hinunter.

Am nächsten Morgen saß die Hotelhalle voll von Menschen. Ueberall hörte ich Getuschel: „Da ist er! Ei! Wie fesch!" Ehrfürchtige Blicke ruhten auf mir. Es gab mir förmlich einen Knacks. Ich kam mir selbst so ganz anders vor. Alles fiel von mir ab, was ich von dem harmlosen Harry Domela an mir hatte. Ich meinte, es wüchse mir eine ganz neue Haut. Ich fühle mich so isoliert, so groß, und glaubte, über allem, was da an Menschenzeug herumkroch, einherzugehen. So war ich Prinz, jeder Zoll ein Fürst, und gab mich mit einer mich selbst verblüffenden Selbstverständlichkeit. Was war natürlicher, als daß ich einmal mit meinen lieben Anverwandten sprechen wollte. So ließ ich denn um eine Verbindung mit der Kronprinzlichen Hofhaltung, Cecilienhof-Potsdam, bitten. Als der Anschluß hergestellt war, wußte natürlich ein jeder im Hotel darum, ohne es jedoch merken zu lassen. In der Telephonzelle hörte ich, wie sich die Hofhaltung Cecilienhof meldete. Ich stellte mich als Graf Hardenberg vor und fragte, ob S. Königliche Hoheit Prinz Wilhelm zu Hause sei. Ich ging davon aus, daß niemand es wagen würde, mein Gespräch mit anzuhören. Cecilienhof gab mir die Bonner Adresse, Franziskanerstraße 2, als Aufenthalt des Prinzen Wilhelm an. Darauf fragte ich, ob S. Königliche Hoheit Prinz Louis Ferdinand, der Bruder, anwesend sei. „Bedauern, Königliche Hoheit ist zwar aus Brasilien zurück, befindet sich indes zurzeit in Berlin. Er ist in der Schatullenverwaltung Seiner Majestät des Kaisers und Königs Unter den Linden erreichbar. Dort können Sie anrufen." Ich danke und trete wieder in die Hotelhalle. Alle sehen mich mit gespannten Blicken an, tun aber so, als ob sie von nichts wüßten.

Nun war ich Prinz Wilhelm von Preußen. Nur eins fehlte mir zu meiner Rolle, eine angemessene Equipierung. Ich entschloß mich daher, für einen Tag nach Berlin zu fahren und mich dort neu einzukleiden. Der D-Zug, mit dem ich fuhr, hatte in Halle kurzen Aufenthalt. Hier stieg ich aus und kaufte mir einige Zeitungen. Während ich noch zahlte, lief der Zugbegleiter die Wagenreihe entlang und schlug die Türen zur Abfahrt zu. Eilig raffte ich die Zeitungen zusammen und sprang in den Wagen; der Zug fuhr gleich ab.

(Fortsetzung folgt.)

Bolschewikische Ehrlosigkeit.

Unter diesem Titel lesen wir in der Wiener „Arbeiter-Zeitung":

„Die Kommunisten haben den österreichischen Arbeitern, allerdings vergeblich, einreden wollen, daß die sogenannten „Arbeiterreisen nach Rußland" keine kommunistische Parteiangelegenheit und die Teilnahme an ihnen daher mit der Disziplin eines Sozialdemokraten vereinbar sei. Zu welchen Niederträchtigkeiten indes die Anwesenheit österreichischer Arbeiter in Rußland in Wirklichkeit mißbraucht wird, zeigt ein Zeitungsblatt, das vor uns liegt. Es ist ein Ausschnitt aus der illustrierten Zeitschrift „Projektor" (Der Scheinwerfer), Jahrgang 5, Nummer 8, vom 30. September 1927 (die als Beilage der „Prawda" erscheint). Da sieht man zwei Aufnahmen von der Ankunft österreichischer Arbeiter in Rußland unter der Ueberschrift „Weg von den Kugeln der Gendarmen — in das Land der Sowjets!" Und darunter steht folgender Text:

„Unlängst sind in Moskau österreichische Arbeiter eingetroffen, Teilnehmer an dem Wiener Juliaufstand. Sie alle haben unter den Kugeln und Knüppeln der österreichischen Polizisten gelitten, die von Sozialdemokraten geführt wurden. Die Arbeiter werden in den Sowjetkurorten Heilung finden."

Daß diese gemeine Lüge wahrscheinlich ohne Wissen der meisten Mitglieder der österreichischen Abordnung unter die Bilder gesetzt wurde, macht den Mißbrauch, der da mit Arbeitern getrieben wird, die der Landessprache nicht mächtig sind, nur ärger. Angesichts dieser Niedertracht wird wohl niemand mehr daran zweifeln, daß es mit der Ehre eines österreichischen Arbeiters unvereinbar ist, sich nach Rußland einladen zu lassen, um dort das Objekt für eine schändliche Lügenpropaganda gegen die eigene Partei abzugeben."

*

Was hier von der Ehre des österreichischen Arbeiters gesagt wird, gilt natürlich für den sozialdemokratischen Arbeiter schlechthin, wo immer er lebe. Und wir sind überzeugt, daß nach den bereits gemachten Erfahrungen kein anständiger Arbeiter sich mehr dazu hergeben wird, solche Rußlandfahrten mitzumachen!

Zugszusammenstoß bei Troppau.

Niemand verletzt.

Troppau, 28. Dezember. Heute früh 4.16 Uhr stieß der die Station verlassende Personenzug Nr. 506 (Troppau—Schönbrunn) mit einer entgegenkommenden Verschubgarnitur zusammen. Die beiden Lokomotiven wurden aus dem Geleise gehoben. Verletzt wurde glücklicherweise niemand. Nach Freilegung der Strecke konnte der Personenzug seine Fahrt fortsetzen. Erhebungen über die Ursache des Zusammenstoßes sind im Gange.

Ziffern über die Prostitution in Prag. Aus der eben fertiggestellten Statistik über die Prostitution in Prag geht hervor, daß von den Prostituierten unter achtzehn Jahren 45 Prozent ehemalige Hausgehilfinnen sind, 15 Prozent gewesene Kanzleiarbeiterinnen, 5 Prozent Lehrmädchen, 2½ Prozent Schülerinnen und 25 Prozent Mädchen, die niemals eine Beschäftigung hatten. Von den Prostituierten, die vom Land kamen, haben nur 37 Prozent Prag mit der Absicht betreten, sich der Prostitution zuzuwenden; 20 Prozent prostituierten sich erst dann, als sie keine Arbeit finden konnten, 28 Prozent kamen zur Prostitution, nachdem sie vom Hause weggelaufen waren, und 12 Prozent nach Entlassung aus dem Dienste. **Bei 40 Prozent der Prostituierten wurde festgestellt, daß sie aus tuberkulosen Familien stammen.** — Diese Prager Statistik ist ein neuer Beweis dafür, daß in den meisten Fällen die Gründe, die die jungen Mädchen zur Prostitution treiben, wirtschaftlicher und sozialer Natur sind.

Selbstmord der ersten Frau Tusars. Gestern beging die erste Frau des verstorbenen Ministerpräsidenten Tusar, Frau Stefanie Tusar, in ihrer Wohnung in Brünn Selbstmord. Sie schoß sich mit einem Revolver in die Brust und war sofort tot. Frau Tusar, die von ihrem Gatten seit dem Jahre 1912 geschieden war, stand erst im Alter von 43 Jahren. Das Motiv des Selbstmordes dürfte eine unheilbare Krankheit gewesen sein.

Das Vaterland braucht Fascisten. Ein Gespenst geht um in Italien: das Gespenst des Geburtenrückganges. Alle Zeitungen berichten in großer Aufmachung, daß die Geburtenzahl sinkt. Im Jahre 1921, als also der Fascismus erst knapp ein Jahr lang Italien beglückte, gab es 1,173.264 Geburten, im Jahre 1926 nur noch 1,134.500 und in den ersten zehn Monaten des Jahres 1927 wollten gar nur noch 912.153 Italiener das durch die Schwarzhemden verdunkelte Licht der Welt erblicken. Die Parole des Fascismus müsse sein, heißt es im Regierungsorgan, Maximum der Geburtenzahlen, Minimum der Sterblichkeitszahlen. Wie die Regierung das Maximum der Geburtenzahlen erreichen will, darüber weiß das Regierungsorgan manches zu erzählen. Also: Bekämpfung der Geburtenbeschränkung, Verminderung des Zuzuges der Landbevölkerung in die Stadt. Ueber die Verminderung der Sterblichkeitszahlen hingegen wird kein Wort gesagt. Begreiflich, denn es ist leichter, den Fascisten den Kampf gegen die Geburtenbeschränkung einzureden, als ihnen das Morden politischer Gegner abzugewöhnen. Der Kampf gegen die Geburtenbeschränkung in Italien: das ist auch die Vorsorge dafür, daß immer genug Leute da sind, die man umbringen kann.

Furchtbare Hungersnot in Mittelchina.

Vier Millionen Menschen am Verhungern.

Peking, 27. Dezember. (Wolff.) Europäer in Schantung bestätigen die Meldungen der Gesellschaften zur Linderung der Hungersnot, daß vier Millionen der Bevölkerung nahe am Verhungern sind. In fünfunddreißig Bezirken von hundertsieben Bezirken der Provinz Schantung sind weniger als 10 Prozent der Ernte tatsächlich eingebracht worden, während sich in dreißig andern Bezirken der Ertrag zwischen 10 und 40 Prozent bewegt. Ein großer Teil der Bevölkerung lebt bereits von Baumrinde und Stroh. Die schlimmste Zeit kommt erst. Früher wohlhabende Bauern verschleudern ihre Viehbestände für geringfügige Beträge, um auszuwandern. Die Lokalbehörden geben der Dürre und den Heuschrecken die Schuld an der Hungersnot. Die Europäer erklären aber, sie sei hauptsächlich auf den Bürgerkrieg, das Räuberunwesen und die bedrückende Besteuerung zurückzuführen. Es besteht keine Hoffnung, in China selbst ausreichende Geldmittel aufzubringen, um die große Masse der Bevölkerung vor dem drohenden Tode zu retten. Hilfe vom Ausland wird dringend gebraucht. Die Truppen und die Räuberbanden verschärfen noch die Notlage im Hungerbezirk und machen es unmöglich, großangelegte Hilfsmaßnahmen unter ausländischer Leitung durchzuführen, wie etwa den Bau von Straßen und Kanälen. Aehnliche Verhältnisse herrschen in gewissen Gegenden im südlichen Tschili, wo nur 20 Prozent der Ernte eingebracht werden konnten.

Weihnachtstragödie. Das junge, kinderlose Ehepaar Paus in Grulich, das noch den Heiligen Abend in angeregtester Stimmung verbracht hatte, erlebte den Morgen des ersten Feiertages nicht mehr. Die Ursachen ihres Todes sind bis zur Stunde noch nicht sichergestellt. Manches läßt darauf schließen, daß eine Kohlengasvergiftung vorliegt, während einige Umstände wieder auf einen anderen Unfall schließen lassen. Sicher ist, daß Frau Paus im Schlafe vom Tode überrascht wurde, denn ihre Einkäufe am letzten Abend und ihre Vorbereitungen für den nächsten Tag schließen alle anderen Annahmen aus. Herr Paus hat mit dem Tode im wahrsten Sinne des Wortes gerungen, da er in die Fußbodenteppiche verkrampft aufgefunden wurde. Dieser Umstand deutet jedenfalls auf eine andere Todesursache hin, als Kohlenoxydgasvergiftung. Ein gemeinsamer freiwilliger Tod ist auch nicht anzunehmen und so bleibt die eigentliche Todesursache der breiteren Oeffentlichkeit vorläufig ein Geheimnis. Entdeckt wurde die Tragödie dadurch, daß man während der Weihnachtsfeiertage die sonst die Gesellschaft liebenden jungen Leute nicht zu Gesicht bekam, worauf dann die Wohnung geöffnet und der bereits vor 36 Stunden eingetretene Tod der Unglücklichen festgestellt wurde.

Der Giftmord an der Russin Tatjana Fiala in Olmütz. Am 8. Dezember wurde in Olmütz die geschiedene Frau Tatjana Fiala durch Gift ermordet und ihr Freund Wojtowinsky unter dem Verdachte der Täterschaft in Haft genommen. Dem Olmützer Strafgericht, das über das Vorleben des Wojtowinsky eingehende Nachforschungen pflog, wurde bekannt, daß sich vor mehreren Jahren ein russischer Prinz gleichen Namens samt Frau in Kaschau aufgehalten habe, wohin sie als Emigranten Zuflucht genommen hatten. Der angebliche Prinz Wojtowinsky hat auch in Kaschau zahlreiche Schwindeleien verübt, ja er ist sogar unter Mordverdacht gestanden. Er soll nämlich einen mit ihm in Geschäftsverbindung gestandenen Kaufmann namens Arthur Werner zunächst zum Abschluß einer Lebensversicherung auf 100.000 K veranlaßt und ihn dann umgebracht haben. Die Stichhältigkeit dieser Beschuldigung konnte nicht erwiesen werden; Tatsache blieb, daß Werner seit dieser Zeit spurlos verschwunden ist und kurz darauf auch der angebliche Prinz Wojtowinsky mit seiner Frau Kaschau verlassen hat. Die Kaschauer Polizei wurde nunmehr seitens des Olmützer Gerichtes ersucht, nachzuforschen, ob der damals in Kaschau ansässig gewesene Wojtowinsky mit dem in Olmütz in Haft befindlichen identisch ist.

Bekämpfung des Sehnervschwundes. Die „Neue Freie Presse" berichtet von einem neuen Behandlungsverfahren bei Sehnervschwund, das nach Mitteilungen in der letzten Sitzung der Wiener Ophthalmologischen Gesellschaft darin besteht, daß bei Patienten mit Sehnervschwund und drohender Erblindung Luft in eine bestimmte Stelle des Schädelraumes eingeblasen wurde. Die Lufteinblasung wurde mit einer Salvarsan- und Malaria-Kur kombiniert und brachte in schweren Fällen vollen Erfolg.

Rücktritt des Zeremonienmeisters General Hoppe. Amtlich wird gemeldet: Der bisherige Zeremonienmeister des Präsidenten der Republik, General Viktor Hoppe, der als Nachfolger des Ministerialrates Dr. Guth-Jarkovsky durch sechs Jahre dieses Amt versah, scheidet von seinem Posten. Mit der Weiterführung der Zeremonienangelegenheiten wurde der gewesene Gesandte in Brüssel, bevollmächtigter Minister Ludwig Strimpl, mit dem Titel „Protokollchef" betraut und ihm das notwendige Personal im Ministerium des Aeußern zur Disposition gestellt. Die Funktion des Zeremonienmeisters bei der Kanzlei des Präsidenten der Republik wird aufgehoben.

Ein sechzehnjähriger Mörder. Aus Berlin wird gemeldet: Ein 16 Jahre alter Schüler in Eeelhem bei Hasselt erwürgte nach einer Blättermeldung aus Aachen seinen um acht Jahre jüngeren Mitschüler und stach dem Sterbenden im letzten Augenblick noch eine große Nadel in den Nacken bis ins Rückenmark. Dann schleppte er die Leiche des Jungen in ein Gehölz, wo sie acht Tage später von Arbeitern gefunden wurde. Die Schule wurde geschlossen, da sie eine Brutstätte von angehenden Schwerverbrechern geworden war.

Im Rüdesheimer Rathaus brach gestern aus bisher noch unbekannter Ursache ein Brand aus, der mit großer Schnelligkeit um sich griff und das Gebäude bis auf das untere Stockwerk zerstörte. Man nimmt an, daß das Feuer bereits während der Feiertage entstanden ist und im Speicher geschwelt hat. Ein großer Teil der Akten ist mitverbrannt.

Der Tod der Frau Nagele. In Innsbruck begann am Dienstag die Verhandlung gegen den 34jährigen Hausdiener Eduard Nagele, der unter der Angabe, Arzt zu sein, eine reiche Hoteliers-tochter aus Marienbad geheiratet hatte. Auf der Hochzeitsreise starb die junge Frau in Marienbad unter verdächtigen Umständen. Der gegen Nagele, der seiner Frau vor dem Tode Injektionen gegeben hat, aufgetretene Verdacht der beabsichtigten Tötung, konnte infolge der Ergebnisse der Voruntersuchung nicht aufrecht erhalten werden. Nagele hat sich nunmehr wegen des Verbrechens der Falschmeldung und des Vergehens gegen die Sicherheit des Lebens zu verantworten.

Der Eisgang auf der Donau. Aus Preßburg wird gemeldet: Die Lage auf der Donau war Mittwoch im ganzen unverändert. Auf der Donau schwimmt dünes Treibeis. Im Hafen werden die Versuche, die Fahrzeuge aus den Eisschollen zu befreien, fortgesetzt. Eine Militärkommission prüfte am Nachmittag die Möglichkeiten, den Zugang zum Winterhafen freizubekommen, damit die bedrohten Fahrzeuge dorthin in Sicherheit gebracht werden können. Zu den Eisstauungen in Bös wurde wiederum ein Militärflugzeug entsandt, welches den Stand der Eisverhältnisse prüfen soll.

Orkan im Hafen von Triest. Wie aus Triest gemeldet wird, weht dort seit Mittwoch morgens ein heftiger Sturm, der eine Geschwindigkeit von 90, stellenweise 120 Kilometer in der Stunde erreichte. Die im Hafen vor Anker liegenden Dampfer mußten die Befestigungstaue verstärken. In Neapel hat eine heftige Flutwelle den Kai der Via Carracciolo auf eine Strecke von 300 Meter zum Einsturz gebracht und die Keller der am Ufer liegenden Häuser überschwemmt. Die Feuerwehr arbeitet daran, das Wasser zu beseitigen.

Täglich 63 Tote auf dem Felde der Arbeit. Durch verhütbare Unfälle werden in amerikanischen Betrieben 63 Arbeiter pro Tag getötet und weitere 105.000 jährlich verkrüppelt, erklärt Arbeitssekretär Davis in seinem soeben veröffentlichten jährlichen Bericht. „Keine andere Industrienation produziert so viel Waren und in keinem anderen Lande werden so viele Arbeiter in der Industrie getötet oder verkrüppelt", erklärt Davis. „Unsere friedenszeitliche Industrie tötet mehr Leute als Amerika auf den europäischen Schlachtfeldern im Weltkriege verlor." Arbeitssekretär Davis tritt in seinem Bericht für die Theorie der hohen Löhne ein, wie sie von der American Federation of Labour befürwortet wird.

Opfer des Meeres. Im Marmarameer stießen die Schiffe „Marmara" und „Sevindje" zusammen. Die „Sevindje" sank sofort; die aus 20 Köpfen bestehende Mannschaft kam in den Fluten um. Die „Marmara" konnte dagegen im Hafen von Stambul einlaufen.

Eine ganze Redaktion verhaftet. „Chicago Tribune" meldet aus Buenos Aires, daß die dortige Polizei eine Hausdurchsuchung in den Räumen des extremistischen Blattes „La Protesta" vornahm, wo sie elf Redaktionsmitglieder verhaftete und alle dort vorgefundenen Dokumente beschlagnahmte. Die Hausdurchsuchung steht im Zusammenhang mit dem auf die beiden Filialen amerikanischer Banken verübten Attentate.

Ein unmenschlicher Vater. Pariser Blätter melden aus der Pariser Vorstadt Vincennes, daß bei der Polizei folgender tragischer Vorfall gemeldet wurde: Eine Frau beschuldigte ihren Mann, er habe seine zwei Kinder im Alter von fünf und sechs Jahren erhängen wollen. Diese schreckliche Tat verhinderte die Großmutter, die rechtzeitig hinzu kam und die Stricke durchschnitt. Die beiden Kinder bestätigten bei dem Verhör vor der Polizei die gegen ihren Vater vorgebrachte Beschuldigung. Dieser wurde sofort verhaftet.

Weil das Messer rechts neben dem Teller lag... Man liebt, stirbt, heiratet und trennt sich in Amerika um der seltsamsten Dinge willen. Das Neueste und Apartste auf diesem Gebiet ist aber wohl die Ehetrennungsklage, die eine Mistreß Bucher vor ein paar Tagen vor dem New Yorker Scheidungsgerichtshof zur Durchführung brachte. In der Klageschrift hieß es, daß Mistreß Buchers Gatte schon am Tage nach der Hochzeit mit ihr einen Streit angefangen habe, weil sie sein Messer rechts neben den Teller gelegt habe, während es seiner Meinung nach links zu liegen gehabt hätte. Seitdem habe er Tag für Tag über diese für ein glückliches Eheleben gewiß bedeutsame Frage einen Disput vom Zaune gebrochen. Einige Zeit habe sie ja die Vorwürfe hingenommen, aber nachgeben habe sie natürlich nicht können, weil das Messer ja doch nach rechts gehöre. Er jedoch sei immer unduldsamer geworden. Siebenunddreißig Jahre dauerte die Qual, jetzt aber sei sie des bitteren Kampfes müde und verlange die Scheidung. Das Gericht hatte auch ein Einsehen mit soviel Seelennot und schied die Ehe „wegen unsinnigen Benehmens des Gatten".

Ein Defraudant nach Monaten verhaftet. Wegen Belästigung von Passanten wurde in Bern ein Mann in angetrunkenem Zustande von der Polizei angehalten. Bei näherer Prüfung stellte es sich heraus, daß der Zwangsgestellte identisch ist mit einem gewissen Fritz Blum, Sparkassenkassierer aus Marienwerder in Westpreußen, der seit Mitte August des Jahres nach Unterschlagung von 26.500 Reichsmark flüchtig war und steckbrieflich verfolgt wurde. Seither hielt er sich in verschiedenen Städten der Schweiz und zuletzt in der Nähe von Bern bei einem Bekannten auf. Bei seiner Verhaftung trug er nur noch 35 Schweizer Franken bei sich und gab an, den ganzen unterschlagenen Betrag auf der Reise durchgebracht zu haben.

Wegen Hochwassergefahr wird die Annahme sämtlicher Umschlagsendungen für Laube-Umschlagplatz und Rosawitz-Umschlagplatz eingestellt. (Von der Staatsbahndirektion Prag-Nord.)

Der Liebhaber im Kleiderschrank. Der Kleiderschrank, in dem ungetreue Gattinnen ihre Liebhaber vor dem Grimm des plötzlich hereinplatzenden Ehegemahls verstecken, gehört zu den abgebrauchtesten Schablonen der Ehebruchskomödien auf der Bühne. Neu ist hingegen die Verquickung dieses Tatbestandes mit einer Diebsfinte von durchschlagender Kraft. In Mannheim lächelte ein schönes Mägdelein einem grade dem Hauptbahnhof entstiegenen Kavalier so minniglich zu, daß dieser das Mädchen ansprach, mit ihm Bekanntschaft schloß und für den nächsten Abend ein Rendezvous vereinbarte. Ja, sie komme gern — aber der böse Onkel, bei dem sie wohne, der sei gar so streng; doch sie werde sich schon freimachen. Und wirklich, sie kam. Freudestrahlend: der Onkel ist verreist und wird erst am nächsten Tage zurückkommen. Das war ja herrlich! Nach kurzer Zeit gestanden Kavalier und Mädchen einander heftigste Liebe. Noch ein bißchen Sträuben und dann erlaubte sie ihm, zu ihr in die leere Wohnung hinaufzukommen. Sie küßten und herzten sich — und dann ging es ins Bett. Doch kaum lag der arme Verehrer drin, da klopfte es heftig an die Tür. Schreckensbleich sprang die Maid auf: „Um Gottes willen, der Onkel!" Was tun? Da winkt der Kleiderschrank Rettung. Rasch versteckt sich der Verehrer in dem Kasten. Er hört eine polternde Männerstimme, dann ein Getuschel und dann ist's ruhig. Er wartet, nichts rührt sich. Eine halbe Stunde harrt er aus, dann wird ihm die Geschichte zu dumm. Er versucht, den Schrank zu öffnen, siehe da, der Schrank ist zugesperrt! Kurz entschlossen drückt der Mann die Kastentür ein — das Zimmer ist leer. Kein Mädchen, kein Onkel, aber auch die Kleider des Kavaliers sind verschwunden samt Brieftasche und goldener Armbanduhr. Der Herr schlägt Lärm, die Hausbesorgerin erscheint und ist ganz paff über den ihr fremden Besucher in Unterhose. Bald war der Sachverhalt aufgeklärt. Der Kavalier war einem Gaunerpaar aufgesessen, das seine Liebebedürftigkeit benützt hatte, ihm den üblen Streich zu spielen. Die Wohnung hatten die beiden erst am Tage vorher gemietet und waren natürlich noch den Mietzins schuldig. Aber sie hatten Pech, schon drei Tage später liefen sie der Polizei ins Garn. Sie heißen Marie Merz und Feodor Broß und wurden wegen einer Reihe ähnlicher Delikte zu hohen Zuchthausstrafen verurteilt.

Die neuen Telephongebühren. Das Postministerium teilt mit, daß vom 1. April 1928 folgende Aenderungen in der Telephongebührenordnung in Kraft treten: Das Jahresabonnement wird betragen: In Fernsprechnetzen mit mehr als 5000 Teilnehmern für selbständige Hauptstationen: in der Gebührenklasse A 2400 Kronen, B 2000 Kronen, C 1150 K, D 1600 K; für halbe Gesellschaftsstationen in der Gebührenklasse C 1000 K, für Viertel-Gesellschaftsstationen in der Gebührenklasse F 600 K. In Fernsprechnetzen mit 2001 bis 5000 Teilnehmern: A 2000 K, B 1700 K, C 1300 K, D 900 K, E 800 K, F 500 K. In Fernsprechnetzen mit 501 bis 2000 Teilnehmern: A 1800 K, B 1500 Kronen, C 1100 K, D 800 K, E 700 K, F 420 K. In Fernsprechnetzen mit 201 bis 500 Teilnehmern: D 700 K, E 600 K, F 380 K. In Fernsprechnetzen mit 51 bis 200 Teilnehmern: D 600 K, E 600 K, F 340 K. In Fernsprechnetzen mit 21 bis 50 Teilnehmern: D 500 K. In Fernsprechnetzen mit höchstens 20 Teilnehmern: D 400 K. In die Gebührenklasse A gehören Stationen mit 16 bis 20 eigenen Rufen, in die Klasse B solche mit 9 bis 15 Rufen, in die Klasse C solche mit 5 bis 8 Rufen und in die Klasse D solche mit höchstens 4 Rufen im Tag. Wird der automatische Zähler zum Zählen verwendet, so wird vom Zählungsergebnis in der ersten Netzgruppe (Fernsprechnetz mit mehr als 5000 Teilnehmern) 5 Prozent, in der zweiten Netzgruppe (mit 2001 bis 5000 Teilnehmern) 4 Prozent und in der dritten Netzgruppe (mit 501 bis 2000 Teilnehmern) 3 Prozent abgerechnet. Bruchteile werden als volle Rufe berechnet. Neuerrichtete selbständige Teilnehmerstationen werden in die Gebührenklasse D eingereiht. — Am 1. Jänner 1928 tritt folgende Bestimmung in Kraft: Ist der Baubeitrag für die Leitung in der ersten Zone höher als 600 K, so kann die Verwaltung ausnahmsweise auf Ansuchen die Bezahlung in höchstens vier Halbjahresraten bewilligen. Die erste Rate darf jedoch nicht geringer sein als 600 K und muß noch vor Beginn des Baues bezahlt werden.

Die Teppichfabrik Anton Klazar A.-G. schüttete eine Dividende von acht Prozent oder 32 Kronen pro Aktie aus.

Die Firma Roe u. Stroß A.-G., Vereinigte Textilfabrik in Liebauthal und Weißwasser, zahlte eine Dividende von zwölf Prozent oder 24 Kronen pro Aktie aus.

Die Firma „Silvet", Vereinigte Fabriken zur Erzeugung von Seidenwaren und Samt, A.-G. in Prag (die Fabriken befinden sich in Mähren und Schlesien) schüttete keine Dividende aus, aber der Verwaltungsrat erhielt zehn Prozent an Tantiemen und außerdem war die Aktiengesellschaft in der Lage, die Seidenfabrik vormals Felix Reiterer Söhne in Mähr.-Schönberg anzukaufen und wird ab 1. Jänner 1927 in eigener Rechnung geführt.

Die Vereinigten Schafwollwarenfabriken A.-G. in Brünn verteilten eine Dividende von acht Prozent oder sieben Kronen pro Aktie.

Die Firma Priebsch Erben A.-G., Baumwollspinnerei in Tannwald, zahlte eine Dividende von 80 Kronen pro Aktie.

Die Firma „Maco"-Spinnerei, Cichorius u. Comp. A.-G. in Kratzau, zahlte eine Dividende von zehn Prozent oder 20 Kronen pro Aktie aus.

Die Firma R. W. u. R. Kammgarnspinnerei A.-G. in Reudek erzielte einen Bruttoreingewinn von 8,98 Millionen Kronen und zahlte zwölf Prozent Dividende.

Die Rothkosteletzer und Erlacher Spinnerei und Weberei A.-G. zahlte eine Dividende von 12,5 Prozent oder 25 Kroenn pro Aktie.

Geb. Schiel A.-G. in Römerstadt und Mähr.-Schönberg erzielte einen Reingewinn von sechs Millionen Kronen und schüttete eine Dividende von zwölf Prozent oder 24 Kronen pro Aktie aus.

Daß auch diejenigen Betriebe, welche zur öffentlichen Rechnungslegung nicht gezwungen sind und die selbstverständlich ihre Reingewinne nicht verraten, glänzend verdienten, ist nicht zu verleugnen. Wenn im Jahre 1926 die Reingewinne trotz des Krisenjahres bedeutende waren, [illegible] im Jahre 1927 sich

die Reingewinne verdoppelt und verdreifacht

haben, was jedoch erst im Jahre 192[illegible] zum Vorschein kommen wird.

Diese hier kurz angeführten Reingewinne der diversen Textilunternehmungen beweisen, daß die Unternehmer trotz des Krisenjahres 1926 noch bedeutende Reingewinne erzielen konnten. Dazu kommt allerdings noch ein ungeheurer Gewinn der Aktionäre, durch

das fortlaufende Ansteigen der Aktienwerte auf der Börse.

Es soll hier nur ein Beispiel der Börsenkurse angeführt werden.

Die Aktien der Textilwerke Hernych u. Söhne notierten:

Kurse an der Prager Börse:

Jahr	1922	1923	1924	1925	1926	1927
höchster	960	935	870	1070	1050	1500
niedrigster	500	600	715	855	830	950
letzter	610	835	850	1040	960	1490

(bis 30. Juni 1927).

Trotz dieser günstigen Entwicklung bei dieser Firma wird versucht, die Arbeiterschaft mit allen Mitteln niederzuhalten und die Löhne zu kürzen.

Die Lohnforderungen der Gewerkschaften waren im Jahre 1927 auf Grund dieser Situation vollauf berechtigt,

als die glänzende Konjunktur in der Textilindustrie einsetzte. Wenn im Jahre 1927 die Lohnerhöhungen nicht mehr in dem hohen Maße erzielt werden konnten wie in früheren Jahren, so deshalb, weil die Periode der sprunghaften Lohnerhöhungen vorüber ist und weil außerdem, wie bereits angeführt, von Unternehmerseite ein konzentrierter Widerstand geleistet wird. Zu Beginn des Jahres war es besonders schwierig lineale Lohnerhöhungen zu erzielen. Die Unternehmer hielten an dem Beschluß der Lohnstabilisierung unter allen Umständen fest. Erst durch größere Arbeitseinstellungen war es möglich, ihren Standpunkt und ihren Beschluß zu durchbrechen. In allen denjenigen Gebieten, wo im Jahre 1925 prozentuelle Lohnerhöhungen gewährt wurden, blieben die Unternehmer unzugänglich und bewilligten ohne Streiks keine Lohnerhöhungen.

Die Union der Textilarbeiter kannte die Beschlüsse der Arbeitgeber und war sich dieser Situation vollständig bewußt.

Die Kommunisten wichen jedoch diesem Kampfe durch die restlose Zurückziehung der Lohnforderungen aus.

Wenn wir uns ihrer Worte bedienen würden, müßten wir sagen, daß der revolutionärste Teil des Proletariats sich scheute, den Arbeitgeberbeschluß niederzukämpfen. Sie überließen diesen Kampf den geschmähten reformistischen Gewerkschaften.

Die großen Lohnkämpfe müssen von den Vertrauensleuten und der Mitgliedschaft richtig nach ihrem Wert eingeschätzt werden. Wenn auch die Lohnerhöhungen nicht bedeutende waren, so muß dennoch betont werden, daß der moralische Erfolg nicht zu unterschätzen ist, denn durch diese Streiks konnte erst der Unternehmerstandpunkt gebrochen werden. Die Lohnbewegungen werden in Hinkunft auf Unternehmerseite noch bedeutend zäher geführt werden. Die Schwierigkeiten werden sich vergrößern; der Widerstand der Arbeitgeber wird sich noch versteifen, so daß die Arbeiterschaft auf alle Fälle für diese Kämpfe sich entsprechend rüsten muß. Rückblickend auf das Berichtsjahr 1927 müssen wir aus den in diesem Zeitraume geführten schweren Kämpfen die entsprechende Lehre ziehen.

Neue Erfolge werden nur erreichbar sein, wenn die Gewerkschaften ausgebaut werden, was nur geschehen kann, wenn die Vertrauensleute voll und ganz ihre Pflicht erfüllen und mit aller Energie an die Werbearbeit herantreten.

Zum Schluß möchten wir noch bei dieser Betrachtung über die Lohnkämpfe den Vertrauensleuten den besten Dank aussprechen, denn nur gemeinsam mit ihnen war es möglich, diese Kämpfe zu führen und zum größten Teil mit Erfolg abschließen zu können. Es sind auch einige kleinere Streiks verloren gegangen, welche jedoch nicht ins Gewicht fallen, doch müssen die Vertrauensleute auch hieraus ihre Lehre ziehen und vor Streikbeginn genaue Untersuchungen über die Situation anstellen, damit solche Streiks nicht verloren gehen. Nur wenn die Vertrauensleute und die Mitgliedschaft in engster Gemeinschaft mit vollem Vertrauen der Leitung der Gewerkschaften zur Seite stehen werden, werden wir, falls sich im kommenden Jahre die Konjunktur auf derselben Höhe erhält, imstande sein, neue Erfolge zu erreichen. Nicht große Worte und radikale Phrasen werden uns vorwärts bringen, sondern nur unermüdliche, stille Organisationsarbeit der Vertrauensleute und Mitglieder werden neue Erfolge sicherstellen.

Der Weg ist steinig und schwer, aber trotz alledem auf zur Arbeit im neuen Jahre, 1928!

Aus Joffes Abschiedsbrief.

Der Weg zum Thermidor.

Boris Souvarine, der lange Zeit der Vertrauensmann der Moskauer Internationale in Frankreich war, jetzt aber aus der Kommunistischen Partei ausgeschlossen ist, gibt in Paris die Zeitschrift „Le Bulletin Communiste" heraus, die die Auffassungen der trotzkystischen Opposition vertritt. In der letzten Nummer druckt Souvarine den Abschiedsbrief Joffes an Trotky ab, den dieser am Tage vor seinem freiwilligen Tode, am 15. November, geschrieben hat.

In diesem Briefe schreibt Joffe, daß er sich zum Selbstmord entschlossen habe, weil er der Sache, der er sein Leben widmete, nicht mehr nützen könne. Er berichtet, wie die heutigen Führer der Partei, ihn aus der Parteiarbeit verdrängt haben und ihn unter dem Vorwand seiner Krankheit ins Ausland bringen wollten. **Er beschreibt, wie die Medizinische Kommission des Zentralkomitees der Partei ihn schrecken wollte, indem sie seinen Krankheitszustand viel bedenklicher schilderte, als er tatsächlich war.** Die „Gewissen Aerzte" empfahlen ihm, Rußland sofort zu verlassen, weil dort die notwendigen Mittel zu einer wirksamen Behandlung seiner Krankheit angeblich nicht vorhanden seien. Ueber die politische Krise des Bolschewismus führt Joffe aus:

„Wenn ich gesund wäre, hätte ich genügend Kraft und Energie, gegen die in der Partei geschaffene Lage anzukämpfen; aber in meiner heutigen Lage habe ich nur die Empfindung, daß die Lage unerträglich ist, in der die Partei es stillschweigend hinnimmt, daß man Sie aus ihren Reihen ausschließt, obwohl ich überzeugt bin, daß es früher oder später zu einer Krise der Partei kommen wird, die sie dazu zwingen wird, sich gegen diejenigen zu kehren, die die Urheber dieser Schmach sind. In diesem Sinne soll mein Tod ein Protest gegen diejenigen sein, die die Partei in eine Lage brachten, in der sie in keiner Form gegen diese Schande protestieren kann.

Wenn es gestattet ist, eine große Sache mit einer kleinen zu vergleichen, so möchte ich sagen, das ungeheure geschichtliche Ereignis Ihres und Sinowjews Ausschlusses aus der Partei, ein Ereignis, das naturnotwendig die thermidorianische Periode unserer Revolution eröffnet, um das Ereignis, daß man nach zwanzig Jahren revolutionärer Arbeit mich in eine Lage versetzt, in der es für mich keinen anderen Ausweg gibt, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen — diese zwei Ereignisse sind der gleichwertige Ausdruck desselben Parteisystems.

Es ist möglich, daß diese zwei Ereignisse, das große und das kleine, die Erschütterung herbeiführen werden, die die Partei weckt und sie auf dem zum Thermidor führenden Weg aufhält.

Ich wäre glücklich, wenn ich glauben könnte, daß dies eintreten wird, denn dann wüßte ich, daß ich nicht vergeblich sterbe. Ich habe zwar die feste Zuversicht, daß die Stunde des Erwachens der Partei kommen wird, aber ich habe nicht die Ueberzeugung, daß die Zeit schon da ist.. Trotz alledem glaube ich, daß mein Tod heute nützlicher sein kann, als die Verlängerung meines Lebens.

Ich habe niemals die Richtigkeit des Weges bezweifelt, den Sie uns gezeigt haben, und Sie wissen, daß ich seit zwanzig Jahren immer mit Ihnen gegangen bin. Aber ich hatte das Gefühl, daß Ihnen die Unerschütterlichkeit, die Festigkeit Lenins gefehlt hat, seine Entschlossenheit, unter Umständen auch allein den als richtig erkannten Weg weiterzugehen, in der Gewißheit, daß die künftige Mehrheit ihm schließlich recht geben wird.

Politisch haben Sie seit 1905 immer recht gehabt, und ich habe Ihnen oft gesagt, daß ich mit eigenen Ohren gehört habe, wie Lenin zugegeben hat, daß 1905 nicht er, sondern Sie Recht gehabt haben. Im Angesicht des Todes lügt man nicht und deshalb wiederhole ich dies von neuem . . ."

Der erschütternde Abschiedsbrief Joffes darf natürlich in Sowjetrußland nicht gedruckt werden, die Anklagen, die er erhebt, treffen darum aber nur mit um so größerer Wucht. Man kann sich auch vorstellen, was die oppositionellen Arbeiter zu leiden haben, wenn ein Mann von Joffes Bedeutung von den Herren des Apparates förmlich in den Tod getrieben wurde. „Kein anderer Ausweg, als sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen ..." Es ist eine schreckliche Anklage, die der stumme Joffe gegen die Diktatoren erhebt.

Das Reparationsproblem.

Erst Fixierung der Reparationen, dann Revision der Alliiertenschuld an Amerika?

New York, 28. Dezember. Die republikanische Zeitung „Herald Tribune", deren gute Beziehungen zur Regierung in Washington bekannt sind, bringt Ausführungen ihres Washingtoner Vertreters über den Dawes-Plan und die Kriegsschulden, deren amtlicher Hintergrund nicht zu verkennen ist. Das Ganze entwickelt einen Plan zur Lösung des ganzen Problems, hinter dem man entweder das Schatzamt oder Parker Gilbert selbst, der augenblicklich in Washington weilt, vermutet.

„In Washington", heißt es da, „nahm das Gefühl ständig zu, daß der Zeitpunkt herannahe, wo die interalliierten Kriegsschulden an die Vereinigten Staaten herabgesetzt und gleichzeitig die deutschen Reparationsverpflichtungen konsolidiert werden müßten. Diese Fragen sind seit Gilberts Bericht Gegenstand sorgfältiger Ueberlegung in offiziellen Kreisen gewesen.

Es haben sich allmählich folgende Punkte herauskristallisiert:

1. **Deutschland müsse gesagt werden, welche Teile der Reparationsrechnung die Alliierten bezahlt zu erhalten erwarten.**
2. **Nachdem Deutschland und die Alliierten sich über diese Summe geeinigt hätten, müßten finanzielle Transaktionen unternommen werden, um die sofortige Zahlung durch Deutschland zu erleichtern.**
3. **Nachdem derartig Deutschlands Zahlungen finanziert und fundiert wären, müßte eine Revision der Summen erfolgen, auf die die Vereinigten Staaten und ihre Gläubiger sich jetzt geeinigt hätten.**

Nach „Herald Tribune" ist man nicht im Zweifel darüber, daß einer solchen Regelung eine bedeutende Besserung der internationalen finanziellen Lage selbst sowie gleichzeitig des internationalen Handels und der internationalen politischen Beziehungen folgen würde. Amerika würde für das Opfer, das es bringen würde, mehr als entschädigt werden dadurch, daß bessere Absatzbedingungen für amerikanische Waren im Auslande geschaffen werden würden. Niemand in den Vereinigten Staaten könnte einen Einwand dagegen erheben, wenn beispielsweise Frankreich, das heute, über 62 Jahre verteilt, 5 Milliarden Dollar zahlen müßte, diese Summe kapitalisieren, und dafür sofort 1,5 Milliarden Dollar zahlen würde. Die Vereinigten Staaten würden dabei nur gewinnen, weil doch kein vernünftiger Mensch auf Zahlungen über 62 Jahre glaube. Außerdem würde bei sofortiger Zahlung der amerikanische Grundsatz, daß Reparationen und Schulden nichts miteinander zu tun hätten, gar nicht erst in Anwendung gebracht werden müssen. Ueber die Durchführbarkeit dieses Grundsatzes gebe man sich in Washington ohnehin keinen Illusionen mehr hin.

Den größten Widerstand gegen die Fixierung deutscher Zahlungen hätte man, nach „Herald Tribune", bis vor kurzem noch von der französischen öffentlichen Meinung erwarten können. Man habe hier aus Quellen, die über solche Fragen für gut informiert gelten, erfahren, daß die französische Meinung sehr schnell dahin umschlage, daß die Fixierung der deutschen Zahlungen nicht nur für Deutschland, sondern auch für Frankreich und die anderen Staaten begrüßenswert sei.

Abschließend referiert „Herald Tribune", daß Deutschland 33 Milliarden Dollar Bons in drei Klassen begeben habe, von denen 20 Milliarden auch von den Alliierten als minderwertig betrachtet würden. Von den restlichen 13 Milliarden habe Deutschland fast eine Milliarde bezahlt, womit 12 Milliarden als sofortige deutsche Reparationsverpflichtung übrig blieben. Die Frage, ob die Alliierten auf der Berücksichtigung der 20 Milliarden minderwertiger Bons bestehen würden, um ihre Schulden bei den Vereinigten Staaten herabzudrücken, ist, nach „Herald Tribune", nicht diskutiert worden, doch herrscht Einstimmigkeit darüber, daß eine etwaige Konferenz, die die Konsolidierung aller Probleme versuchen wollte, die schwierigste Konferenz werden würde, die jemals abgehalten wurde.

Aus den Rundfunkprogrammen.

Freitag.

Prag: 11.00 — 11.30: Schallplattenmusik. 12.05 — 12.15 und 17.30: Konzert. 17.50 — 18.15: Deutsche Sendung: Tagesneuigkeiten, dann landwirtschaftliche Sendung: Heinrich Schmidt über „Der Hausgarten" (vierter Teil). 18.25 — 18.35: Vortrag vom tschech. Arbeiterkuratorium: Dr. Drbohlav: „Die Beziehungen der Tschechoslowakischen Republik und die internationale Arbeitsorganisation". 20.00 — 22.00: Konzert der tschech. Philharmonie. — **Brünn:** 12.15 — 13.15: Konzert. 18.00 — 18.25: Deutsche Sendung: Pressenachrichten, dann Alois Schwarz „Heitere Vorträge". 19.15 — 22.00: Uebertragung aus dem Brünner Nationaltheater „Madame Butterfly", Oper von Puccini. — **Preßburg:** 18.0[illegible] — 19.00: Konzert der Zigeunerkapelle. 19.35—19.55: Schallplattenmusik. 20.00—22.15: Uebertragung aus Prag. — **Kaschau:** 19.25—20.30: Solistenkonzert. — **Tabenitz:** 21.00: Kammermusik. — **London:** 22.35—24.00: Sym.-Konzert. — **Brüssel:** 20.15: Auszug aus der Oper „Faust" von Gounod. — **Berlin:** 16.30 — 18.45: Unterhaltungsmusik. 19.30: Uebertragung aus der Staatsoper. 22.30: Unterhaltungsmusik. — **Stuttgart:** 16.15: Konzert. 18.45: Vortrag über „Die Frauen um Schiller". 20.00: Orgelkonzert. 20.45: „Jan, der Wunderbare", Lustspiel von Friedrich Kayßler. — **Leipzig:** 18.05 — 18.30: Leseproben aus neuen Büchern. 20.00: Weihnachtsoratorium von Joh. Seb. Bach. — **Breslau:** 16.30—18.00: Märsche und Schlagerpotpourri. 19.20 — 20.40: Vortrag über „Bali, das Wunderland" (Erlebnisse einer Forschungsreise). 20.40: Kabarett auf Schallplatten. 21.15: Lustiger Einakter-Abend. — **München:** 16.00 — 17.30: Unterhaltungskonzert. 17.30: Norwegische Kunst. 18.15: Ewigkeitswerte des Alpinismus. 20.00: Symphoniekonzert. 21.00: Eine Silvestergeschichte. — **Hamburg:** 16.15: Kammermusik. 20.00: Fröhliche Abendunterhaltung. — **Königsberg:** 16.30 — 18.00: Konzert. 20.05: Vortrag über „Rainer Maria Rilke". 21.00: Ukrainische Kunst- und Volkslieder. 22.10: Tanzmusikstunde. — **Frankfurt:** 17.45 — 18.45: Konzert. 19.30 — 19.50: Fortschritte in Wirtschaft und Technik. — **Wien:** 11.00 und 16.00 Konzerte. 17.25: Musikalische Kinderstunde. 18.00: Erinnerungen an Josef Kainz. 19.50: Stunde der Volksgesundheit. 20.30: Lieder- und Duettenabend. — **Bern:** 20.00 — 21.00: Erster Akt: aus „Entführung aus dem Serail", Oper von Mozart. — **Rom:** 20.45: Kammermusik, anschließend leichte Musik. — **Neapel:** 21.00: La Gioconda", Oper von Ponchielli.

Tages-Neuigkeiten.

Zukunft.

Von Wilhelm Schussen.

Es steigen einmal,
Und wäre es noch so spät,
Alles Leid, das ich gelitten,
Und alles Rechte, für das ich gestritten,
Und alles Hohe, um das ich gerungen,
Bis tägliche Not mich niedergezwungen:
Es steigen das Leid und sein Stolz einmal
In des Lichtes urklaren Gerechtigkeitssaal,
Der irgendwo in einer todsicheren Zukunft steht.

Keine Spur von Frau Grayson.

New York, 28. Dezember. (WTB.) Das lenkbare Luftschiff „Los Angeles" hat seine Nachforschungen nach dem Flugzeug „Dawn", mit welchem Frau Francis Grayson mit drei Begleitern den Transozeanflug nach Europa versuchte, beendet. Nach den einen ganzen Tag hindurch währenden Nachforschungen in den Gewässern um Sable Island, von wo der letzte Hilferuf der Flieger ausgegangen sein soll, meldete die „Los Angeles", daß von den Fliegern keine Spur zu entdecken sei. Das Luftschiff kehrte sodann in seinen Hangar nach Lakehurst zurück. Am Dienstag um 24 Uhr — 103 Stunden seit dem Verschwinden der Flieger — ist die Hoffnung, die Flieger lebend aufzufinden, fast ganz geschwunden. Torpedobootjäger werden die Suche auf dem Meere fortsetzen, während die Nachforschungen aus der Luft vermutlich Mittwoch fortgesetzt werden, doch ist die Wahrscheinlichkeit der Sichtung der Flieger nur sehr klein.

Schiffe in Not.

Deal (Grafschaft Kent), 28. Dezember. Der italienische Dampfer „Capo Vado" (4000 Tonnen) ist auf der Goodwin-Sandbank gestrandet. Nachdem der deutsche Schleppdampfer „Humber" sich vergeblich bemüht hatte, ihn ins Schlepptau zu nehmen, ist das Motorrettungsboot von Ramsgate gestern abends zur Hilfeleistung in See gegangen. Die Lage der Besatzung und des gestrandeten Schiffes ist wegen der Schwere des Sturmes sehr bedenklich.

*

Tanger, 28. Dezember. An der nordafrikanischen Küste scheiterte bei einem schweren Sturm ein spanischer Dreimaster.

*

London, 28. Dezember. Die Stürme über dem Kanal dauern an. Zahlreiche Kutter und Schiffe im Kanal haben um Hilfegebeten.

Sturm über dem Kanal.

London, 28. Dezember. Der heftige Sturm, der seit dem Weihnachtsabend über Süd- und Ost-England wütete, hat gestern auf den Kontinent übergegriffen. Auf dem Aermelkanal herrscht weiter heftiger Nordoststurm. Der Schneefall hörte gestern abends auf. Die Schneeverwehungen waren stellenweise so tief, daß in zwei Fällen Züge stecken blieben. Mit vielen kleinen Städten und Dörfern ist jede Verbindung unterbrochen. Der Sturm zwingt eine große Anzahl von Schiffen, in den Häfen des Aermelkanals zu bleiben. Die Südbahngesellschaft hat in einer Kundmachung von gestern erklärt, sie könne den Verkehr Dover-Calais nicht aufrechterhalten, da an der französischen Küste heftige Stürme herrschen. Nachmittags wurde ein Sonderschiff aus Folkestone mit Reisenden und Post nach Boulogne-sur-mer gesandt. Aus Boulogne ist kein einziges Schiff in England eingetroffen. Auch der Schiffsverkehr Dover-Ostende wurde eingestellt. Es geschieht zum ersten Male seit sieben Jahren, daß der Verkehr nach Dover vollkommen eingestellt ist.

*

Spät abends wird hiezu aus Paris gemeldet, daß sich das Unwetter etwas gelegt hat, so daß im Laufe des Nachmittags der Schiffsverkehr mit England wieder teilweise aufgenommen wurde.

Großer Kirchendiebstahl. In der Nacht auf Mittwoch wurde in der St. Johannes-Kathedrale in Warschau ein Einbruch verübt, der erst morgens beim Oeffnen der Kirche bemerkt wurde. Die Einbrecher haben zahlreiche, auf Altären befindliche Kirchengeräte von größerem Werte sowie den Inhalt der Almosenbüchsen entwendet. Die kostbarsten Kirchengegenstände, die in der Schatzkammer versperrt waren, blieben unberührt.

Ein furchtbares Familiendrama hat sich in München abgespielt. Der ehemalige Rechtsanwalt Franz Geis, der in dem Vorort Obermenzing bei München eine Villa bewohnt, hatte bei Weihnachtseinkäufen mit einem falschen 100-Markschein bezahlen wollen und war darauf von der Polizei festgenommen worden. Eine bei ihm vorgenommene Durchsuchung förderte für 2200 Mark Falschgeld zutage. Geis war darauf in Haft genommen worden. Als am Weihnachtsmorgen der Gefängnisbeamte ihm das Frühstück bringen wollte, wurde Geis tot in der Zelle aufgefunden; er hatte sich in der Christnacht mit Zyankali vergiftet. In der Villa des Rechtsanwalts wurden dann auch seine Frau und deren beide Töchter im Alter von 22 und 23 Jahren bewußtlos aufgefunden. Sowohl die Frau als eine der Töchter sind inzwischen verstorben, während die zweite Tochter noch in Lebensgefahr schwebt. Aus einem hinterlassenen Brief geht hervor, daß die Familie sich vergiftet habe, da sie glaubte, das dem Vater angetane Unrecht nicht überleben zu können.

Der Löwenjäger. Ein wohl einzig dastehendes Jagdglück war einem Engländer Mr. Hunter beschieden. Hunter, der als glänzender Jäger allgemein in Südafrika bekannt ist, war von der Regierung des Bezirks Kenya angestellt worden, um die große Wildreserve in den Massai-Steppen von dem dort überhandnehmenden großen Raubzeuge zu säubern. Nach einer Jagdexpedition von nur vier Monaten ist Hunter wieder in Nairobi eingetroffen, nachdem er achtzig Löwen und zehn Leoparden zur Strecke gebracht hatte. Auf diese Weise ist die Massai-Reserve, die südlich von Kenya bis zu dem Ufer des Tanganyika hinzieht, von einer guten Zahl der gefährlichsten Großkatzen befreit. Bei seinen Jagdzügen hatte Hunter oft gefährliche Zusammenstöße, aus denen er aber stets mit heiler Haut davonkam. So wurde er einmal von einem angeschossenen Büffel, einmal von einem Rhinozeros und das dritte Mal von einem Elefanten angegangen. Er war in dieser Hinsicht entschieden mehr vom Glück begünstigt als zwei andere Jagdexpeditionen, von denen der eine Jagdleiter, William Judd, ein ebenfalls sehr bekannter alter Jäger, von einem angeschossenen Elefanten mit den Hauern zu Tode verwundet wurde. Sein ihm zu Hilfe eilender Sohn wurde durch den rasenden Dickhäuter ein Stück fortgeschleudert, ohne jedoch ernstlich Schaden zu nehmen. Nicht besser erging es einem anderen Jäger, Charles Cottar, der von einem verwundeten Leoparden übel zugerichtet wurde, bevor es einem seiner Begleiter gelang, der Bestie einen tödlichen Schuß beizubringen.

Leuchtgasvergiftung. Die Sezierung der Dienstag in Prag tot aufgefundenen Gattin des Sionisten der Unionbank, Hajek, ergab, daß der Tod durch Leuchtgasvergiftung eingetreten ist. Der Zustand Hajeks ist ernst.

Künstlerhonorare.

In alten Zeiten gehörte es sozusagen zur richtigen Würde der Gesellschaft, daß sie ihre Dichter und Sänger verhungern ließ. Mozart, Schiller, Grabbe sind nur ein paar Beispiele dafür. Dem Gros der Künstler von heute geht es zwar auch nicht besser, immerhin gibt es eine Minderzahl, deren Honorare sich sehen lassen können. Unter den Dichtern gilt in diesem Sinne als der „führende" Bernard Shaw, den die englische Steuerbehörde schon auf 600.000 Pfund Sterling (etwa 100 Millionen tschechische Kronen) einschätzt. Auch Gerhart Hauptmann geht es mit 7 Millionen Mark nicht schlecht (56 Millionen Kronen). Den Rekord für ein einzelnes Werk hält Meyer-Förster, also nicht gerade der Berühmtesten einer. Sein Rührstück „Alt-Heidelberg" hat ihm schon über 4 Millionen Mark (32 Millionen Kronen) eingebracht. Auch Hermann Sudermann hat schon mehrere Millionen Mark an Honoraren eingeheimst. Allein für die Verfilmung seines „Katzensteg" zahlte man ihm 30.000, für „Frau Sorge" gar 40.000 Mark. Unter den Opernkomponisten hat Richard Strauß mit 3 Millionen Mark (25 Millionen Kronen) die Führung erobert. Eugen d'Albert bekam für „Tiefland" und „Die toten Augen" bis heute 900.000 Mark (über 7 Mill. Kronen). Das ist aber gar nichts, verglichen mit den Einnahmen etwa des Herrn Lehar, dessen „Lustige Witwe" allein sich mit 12 Millionen Mark rentiert hat. Jean Gilbert kann mit 8 Millionen auch ganz gut leben. Den Sängerrekord hält Schaljapin mit 26.000 Mark für den Abend. Battistini, Titta Ruffo und Michael Bohnen treten im Konzertsaal nicht unter 2000 Dollar auf. Palleuberg bekommt 2500 Mark, die Berguer 1200 Mark, Moissi und Bassermann je 1000 Mark für jede Mitwirkung. Der Wunderjongleur Rastelli schließt nicht unter 18.000 Mark im Monat ab, der musikalische Clown Grock bekommt als Mindestmonatsgage 30.000 Mark, und ebensoviel bezieht Silvester Schäffer. Das größte Honorar aller Zeiten, nämlich 1.3 Millionen Dollar (über 40 Millionen Kronen) für eine Arbeit, deren Herstellung nicht länger als eine Stunde gedauert hat, hat der Hersteller jener wundersamen Melodie erhalten, die in der Tat ein Ausbund amerikanischer Kultur ist, nämlich der Mann, der den Hymnus geschrieben hat: „Ausgerechnet Bananen!" Ausgerechnet 1.3 Millionen Dollar . . .

25 Jahre drahtlos über dem Atlantik.

Am 17. Dezember 1902 wurde die erste drahtlose Nachricht über den Atlantischen Ozean getragen. Die Marconi-Gesellschaft und Marconi selbst hatten einen neuen Triumph zu verzeichnen. Die Mitteilungen, die über dieses Ereignis in die Oeffentlichkeit gelangten, lösten zwar nicht solche Begeisterung aus, wie in unseren Tagen die ersten gelungenen Ozeanflüge, aber die Menschheit begriff, daß jetzt wieder etwas Neues geschaffen worden war, das alle bisher vollbrachten Leistungen des Nachrichtenverkehrs in den Schatten stellen mußte.

Marconi, dem diese Leistung gelungen war, berichtet selbst, wie ihm bereits im Jahre 1900 die Idee gekommen sei, drahtlose Zeichen von England nach Amerika zu senden. Man darf nicht vergessen, daß man damals über das Wesen drahtloser Wellen weniger unterrichtet war als heute. Vor allem glaubte man, daß die Krümmung der Erdoberfläche sich bei der Uebertragung drahtloser Wellen auf so große Entfernung störend bemerkbar machen könnte. Der Vergleich mit den Lichtwellen lag ja in der Tat sehr nahe, und da Lichtwellen geradlinig den Raum durcheilen, so schlossen viele Forscher, daß es ihre Verwandten, die elektromagnetischen Wellen, ebenfalls tun würden.

Zunächst fehlten alle Einrichtungen zur Durchführung des Versuches, drahtlos über 3000 Kilometer zu senden. Mit großer Energie ging Marconi daran, in Poldhu, an der Küste von Cornwall, unweit von Mullion, eine Groß-Funkstation, die erste der Welt, zu errichten. Man begann im August 1900 mit dem Bau von 20 Masten, von denen jeder 60 Meter hoch war. An ihnen wurde die Antenne verspannt. Bereits im August war der Bau so weit vorgeschritten, daß mit dem Einbau der Funkgeräte selbst begonnen werden konnte. Im Jänner 1901 begannen die Versuche. Der Empfang der Zeichen in einer Entfernung von neun Kilometern zeigte, daß die Station richtig arbeitete. Dann wurden die Versuche, an denen sich der bekannte Forscher Fleming hervorragend beteiligte, intensiv fortgesetzt. Aber im August fegte ein Sturm über das Land, der die Antennenanlage gerade in dem Augenblick zerstörte, als Marconi im Begriffe war, die Zeichen der Station auf dem Atlantic selbst und dann in Amerika festzustellen. Eine neue Antennenanlage mußte geschaffen werden. Ihre Masten ragten nur noch 50 Meter auf. Mitte September konnte man bereits wieder die Zeichen von Poldhu in Crookhaven in Süd-Irland vernehmen. Nun galt es, die Reichweite der Station festzustellen. Marconi hatte mit dem Leiter der Groß-Sendestelle verabredet, daß er ihm vom Dienstag, dem 10. Dezember 1901, ab in regelmäßigen Zwischenräumen in der Zeit von 3 bis 6 Uhr nachmittags (nach ostamerikanischer Zeit 11.30 bis 2.30 Uhr) den Buchstaben „s" in Morseschrift (. . .) senden sollte.

Am 26. November schiffte sich Marconi mit seinen Mitarbeitern Kemp und Paget auf der „Sardinia" zur Fahrt nach Amerika ein. Am Freitag, den 6. Dezember, war die kleine Gesellschaft in St. Jones auf Neufundland. Die dortigen Behörden sagten zur Durchführung der Versuche jede Unterstützung zu. Auf dem 100 Meter über dem Meere liegenden Signalhügel wurde in einer Militärbaracke die Empfangsanlage eingebaut. Zur Hochführung der Antenne hatte man zwei kleine Fesselballons und einige Papierdrachen mitgenommen. Der erste Fesselballon riß sich los und trat eine unerwartete Weltreise an. Am Montag, den 9. Dezember, drei Tage nach der Ankunft in St. Jones, waren die Versuche aufgenommen worden. Am Donnerstag, dem 12. Dezember, vernahm Marconi im Telephon seines Empfängers das verabredete dreimalige schwache Ticken aus Poldhu. Er glaubte an eine Sinnestäuschung. Sein Mitarbeiter Kemp aber vernahm wie er das Zeichen. Nun wußten sie, daß das Wagnis gelungen war: 3000 Kilometer weit hatten sie ein drahtloses Zeichen aufgefangen. Dann hörte das Ticken auf. Der Drachen hatte an Höhe verloren und dadurch war die Wirksamkeit der Antenne vermindert. Aber um 1.20 Uhr und um 2.20 Uhr war das Ticken wieder zu hören. Jedes Zeichen wurde gewissenhaft registriert. 25mal hatte man es vernommen. Am Freitag war Poldhu wieder zu vernehmen.

Dann machte man der Presse Mitteilung. Und prompt meldete sich die Konkurrenz, die Anglo-Amerikanische Telegraphen-Gesellschaft, die ihr Kabelmonopol bereits bedroht sah. Sie erwirkte einen Gerichtsbeschluß, der Marconi verbot, Empfangsanlagen in Amerika zu errichten. Marconi hatte keine Möglichkeit mehr, andere Persönlichkeiten von der Tatsache, daß der Atlantik drahtlos zu überbrücken war, zu überzeugen. Zahlreiche Zweifler traten auf. Am 26. Jänner 1902 kehrte Marconi nach England zurück. Aber bereits am 22. Feber ging er an Bord eines Dampfers, um wieder nach Amerika zu reisen. Dort sollte er an der Glace-Bay bei Cap Breton eine Großstation errichten, die mit Poldhu den Wechselverkehr aufnehmen sollte. Auf der Fahrt stand er mit Poldhu in ständiger drahtloser Verbindung. Er ließ die Zeichen auf einen Morseapparat wirken. Die Schiffsoffiziere hatten stets Gelegenheit, sich von dem Eintreffen der Nachrichten zu überzeugen. Mit gutem Gewissen konnten sie diese Tatsache bescheinigen. In 2365 Kilometern Entfernung von Poldhu wurden noch drahtlose Nachrichten einwandfrei aufgenommen. Einzelne Zeichen konnten noch auf 3200 Kilometer festgestellt werden. Der Bau der amerikanischen Funkstelle wurde so gefördert, daß die erste vollständig drahtlose Nachricht bereits am 17. Dezember 1902 über den Ozean hinweg einwandfrei empfangen werden konnte. Aber schon am 14. Juni 1902 hatte Marconi auf dem italienischen Kreuzer „Carlo Alberto" in einer Entfernung von 3200 Kilometern von der Sendestation einwandfreie Nachrichten aufgenommen. Das war das Ergebnis verbesserter Empfangseinrichtungen. Heute ist die Ueberwindung von Raum und Zeit durch die Strahlungen unserer Sender etwas Selbstverständliches geworden. Die deutsche Großstation Nauen schickte als erste ihre Stimme um die ganze Erde. Der Rundfunk hat das Funkwesen zur volkstümlichsten Technik werden lassen. Was vor 25 Jahren für die große Masse ein fast unfaßbares Geheimnis war, ist zum Besitztum der Gesamtheit geworden.

Willy Möbus.

Kleine Chronik.

Lindberghs riesige Korrespondenz.

Unzählige Heiratsangebote. — Der Flug nach Mexiko.

Als der gefeierte Flieger nach Amerika zurückkehrte, schwoll die Flut der an ihn gerichteten Briefe ins Ungeheure an. Ebenso jetzt nach seinem Flug nach Mexiko! Ueber die Bewältigung dieser Riesenpost schreibt jetzt der Lindbergh befreundete Commandeur Green der bei Sichtung der Briefmassen bekäßlich war:

„Unzählige Heiratsangebote an den blondhaarigen Apollo, wie eine seiner Bewunderinnen ihn nannte, erstaunliche Geschäftsangebote und Einladungen zur Ausbeutung wunderbarer Erfindungen waren unter dem Inhalt der Postsäcke. Aber das bemerkenswerteste an den Briefen waren ihre fast unglaubliche Zahl. Nicht weniger als 3,500000 Briefe erreichten Lindbergh zwischen seiner Ankunft in Paris und seiner Rückkehr nach St. Louis. Ferner kamen 14000 Pakete, die Geschenke, Muster und Handelsartikel enthielten, und 100000 Telegramme. Was sollte er tun? Zuerst wollte er jeden Brief lesen und eigenhändig beantworten. Aber als er nach Amerika kam, gab er das auf. Ein geschäftserfahrener Bekannter sagte ihm, daß er mit einem Stab von Stenotypisten durchschnittlich 200 Briefe täglich erledigen könne. Bei dieser Leistung würden sie in ungefähr 70 Jahren fertig sein.

Es kamen mehr Briefe von Frauen als von Männern. Die angekommenen Gedichte würden ungefähr 100 Bände des „Goldenen Schatzes" füllen. Die meisten der hübschen Korrespondentinnen waren überzeugt, daß Lindbergh sie liebe. Was meinte der bescheidene junge Mann dazu? Er äußerte sich niemals darüber. Wenn diese Briefe erwähnt wurden, zeigte sich sein berühmtes Lächeln auf seinem Gesicht, und er wechselte das Thema.

Ueber die Angebote der Kinogesellschaften haben die Zeitungen berichtet. Sie beliefen sich auf ungefähr 6,000 000 Dollars. Eines derselben war für Hollywood ganz besonders charakteristisch. Lindbergh wurden 20 000 Dollars angeboten, wenn er in einem Film auftreten wolle, in dem er tatsächlich verheiratet werden sollte, und zwar unter der Bedingung, daß sein Gesicht erst enthüllt würde, wenn er das Mädchen, das ihr erwählt hatte, zum ersten Mal sehe, und daß er im gleichen Augenblicke ihr Gemahl würde. Natürlich ging der junge Held der Lüfte nicht darauf ein, sich und seine Leistung zu verkaufen.

Die Verherrlichung großer Sport- und Flugleistungen geht heutzutage wahrhaftig zu weit. Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, die vielleicht noch viel wichtiger und segensreicher für die Menschheit sind, werden allzuleicht übersehen, oder vollkommen ungenügend gewertet. Es geht zu weit, wenn Boxern, Schwimmern, Kinoschauspielern, Fliegern Hunderttausende, ja Millionen von Goldmark für einmalige Leistungen zufließen. Sehr anerkennenswert ist daher die große Bescheidenheit und Zurückhaltung des Ozeanüberquerers Lindbergh.

Jetzt nach dem erfolgreichen Flug nach Mexiko häufen sich die Briefe, Liebespakete und Liebesbriefe bei Lindbergh zu unübersteigbaren Bergen an.

Von Phönix.

Der Hochstapler Egoffstein wurde am Freitag wegen Hehlerei und Amtsanmaßung in zwei Fällen zu sieben Monaten Gefängnis verurteilt; 5 Monate werden auf die Untersuchungshaft angerechnet. Das Verfahren wegen Betruges und intellektueller Urkundenfälschung sowie unbefugter Namensführung wurde abgetrennt. Wegen der Egoffstein vorgeworfenen gewinnsüchtigen Aktienvernichtung und des Aktiendiebstahls erfolgte Freisprechung. Der Staatsanwalt hatte zwei Jahre Gefängnis beantragt. Die Mitangeklagten kamen mit Geldstrafen in Höhe von 30 bis zu 120 Mark davon.

Ein Eisenbahnunglück ereignete sich am Donnerstag Abend bei Rathenow. Infolge des Glatteises entgleiste gegen 9 Uhr abends ein Personenzug der Brandenburgischen Städtebahn. Zwei vollbesetzte Personenwagen stürzten um. Der Fahrgäste bemächtigte sich eine unbeschreibliche Panik; über 20 Personen trugen leichte Verletzungen davon. Vier Fahrgäste wurden schwer verletzt.

Fünfhundert verlassene Frauen. In Großbritannien lastet die Wirtschaftskrise immer noch schwer auf den arbeitenden Menschen. In manchen Großstädten ist das Elend ungeheuer, Hunderttausende arbeitsloser Männer und Frauen, die kaum Aussicht haben, wieder eine Arbeitsstelle zu finden, müssen sich irgendwie durchschlagen, durchhungern. Auch in England geht der Bürger achtlos an den Arbeitslosen vorbei, auch in England ist er gern bereit, sie eine faule Bande zu nennen, die nur arbeitsscheu ist, die sich ihr Brot ganz gut verdienen könnte, wenn sie nur wollte. Aber manchmal kommt eine Meldung, die für ein paar Minuten auch den eingefleischtesten Bourgeois zum Nachdenken zwingt. Vor ein paar Tagen konnte man in englischen Zeitungen folgendes lesen: In Glasgow, der Hauptstadt Schottlands, gibt es jetzt mehr als fünfhundert Frauen, viele mit Kindern, auf Unterstützungen und Almosen angewiesen, deren Männer aus Glasgow spurlos verschwunden sind. Es handelt sich um Arbeitslose, die schon oft erzählt hatten, sie wollten irgendwo in Großbritannien oder im Ausland auf Arbeitsuche gehen, weil sie ihr Arbeitslosendasein in Glasgow nicht mehr ertragen konnten. So ließen sie alles im Stich, die Frau, das Kind, und streichen namenlos, heimatlos durch das winterliche Land, auf der Suche nach dem Glück, das ein Arbeitsplatz in irgendeiner Fabrik, ein paar Schilling Verdienst für sie bedeuten. Mehr als eine Million Arbeitsloser: das ist eine unvorstellbare Zahl und allzu viele lesen über sie hinweg, ohne zu begreifen, wieviel Elend, wieviel Demütigung, wieviel Kinderleid diese Zahl bedeutet. Aber der Kummer, die Not der fünfhundert Frauen, der Kinder jener fünfhundert Väter, die das Arbeitslosenschicksal gebrochen hat; sie kann jeder verstehen, jeder mitfühlen, sie bleiben nicht tote Zahlen in einer Statistik. Licht und Freude glüht in den breiten Straßen der englischen Großstädte in den Tagen von Weihnachten bis Neujahr. Aber drohend, mahnend nehmen sich die paar Zeilen in der Zeitung aus, die von den fünfhundert verlassenen Frauen in Glasgow berichten.

Volkswirtschaft.

Die Wirtschaftspolitik der Bürgerregierung.

Die Preise steigen schon wieder.

Der Index der Großhandelspreise für den 1. Dezember 1927 zeigt nach den Erhebungen des Statistischen Staatsamtes deren Ergebnisse in den „Preisberichten" dieses Amtes Nr. 31, 1927, veröffentlicht werden, eine Erhöhung des Großhandelspreisniveaus bei einem direkten Vergleiche mit dem vorhergehenden Monate um 0.9 Prozent. An der Erhöhung beteiligen sich beide Hauptkomponenten unseres Index-Warenkomplexes und zwar die Nahrungs- und Genußmittel mit + 1.4 Prozent und die Industriestoffe und Erzeugnisse mit + 0.3 Prozent. Der Gesamtindex (Juli 1914 = 100) verschob sich vom November auf Dezember d. J. von 967 auf 975, in Gold von 141.4 auf 142.6, davon beträgt der Index der Nahrungs- und Genußmittel im November 907, im Dezember 919 und auf Dollarbasis umgerechnet 132.6 im November und 134.4 im Dezember; und weiters der Index der Industriestoffe und Erzeugnisse in beiden Monaten fortschreitend 1034 und 1035, nach Umrechnung auf Dollarbasis 151.2 und 151.3. Ein Steigen zeigte sich hauptsächlich bei den tierischen Nahrungsmitteln + 3.9 Prozent. Es steigen durchwegs die Getreidearten, am meisten von ihnen Gerste + 7.5 Prozent und Hafer + 7.1 Prozent, weniger Roggen + 3.9 Prozent, die geringste Festigung ist bei Weizen zu verzeichnen (+ 1.9 Prozent). Infolge dieser Verteuerung erhöhten sich auch die Preise der Mahlprodukte: Roggenmehl + 3 Prozent, inländisches Weizenmehl + 1.5 Prozent, ausländisches Weizenmehl + 0.3 Prozent und Graupen + 5.2 Prozent. Es festigten sich Erbsen + 8.8 Prozent und Mais + 7.6 Prozent.

Von den tierischen Nahrungsmitteln, die sich im ganzen um 0.9 Prozent verbilligten, verteuerte sich bloß Schöpsenfleisch + 18.7 Prozent, Eier + 9.2 Prozent und Butter + 4.8 Prozent. Dafür verbilligten sich bedeutend die übrigen Fleischsorten, Rindfleisch — 8.4 Prozent, Schweinefleisch — 5.1 Prozent und Kalbfleisch sogar um 19.6 Prozent, außerdem Schinken — 2.3 Prozent und Schweinefett — 5.7 Prozent.

Eine Festigung weisen ferner noch auf Rohzucker + 5.7% und infolge Verteuerung der Rohprodukte Malz + 0.8%; bedeutend festigten sich die Futtermittel: Heu + 7.5% und Stroh + 6.6 Prozent. Es fiel im Preise stark Hopfen — 6.5%, unbedeutend Rohkaffee — 0.6 Prozent.

Von den Metallen festigte sich Kupfer + 4 Prozent und Blei + 6.2 Prozent, dagegen fiel Zinn — 1.1 Prozent.

Die Textilrohstoffe und Halbfabrikate weisen bedeutende Preisschwankungen auf. Es festigte sich Wolle, inländische Wolle + 5.4 Prozent und überseeische Wolle + 4.9 Prozent und Jute + 3 Prozent. Baumwolle verzeichnet ein stetes Sinken — 5.2 Prozent, ebenso verbilligte sich Baumwollgarn; Seide fiel gleichfalls bedeutend — 7.1 Prozent und Flachs, der schon einige Monate hindurch eine Tendenz zur Festigung zeigte, sank im Durchschnitt um 4.5 Prozent.

Eine anhaltende Festigung weisen weiter auf: Rohleder + 5.3 Prozent und gegerbtes Leder + 2.8 Prozent. Die neue Regelung der Pauschalierung der Umsatzsteuer verteuerte einigermaßen das Maschinenöl + 3 Prozent. Teilweise fester ist auch Holz, besonders weiches + 2.6 Prozent. Schwächer ist Kaolin — 2.9 Prozent und infolge Verbilligung der Emballage Soda — 0.8 Prozent.

Die sonstigen im Index enthaltenen Warengattungen änderten sich im Preise nicht.

Die eingeführten Waren stiegen um 0.1 Prozent, die inländischen um 1 Prozent.

Hofkonzert.

Wiener Lieder 1927.

E—e—e, die Mutter kocht den Tee
Ohne Zucker, ohne Brot,
Ist das nicht die Hungersnot?
E—e—e.

Die kleine Minna singt es aus voller Kehle, daß es durchs ganze Haus schallt. Jäh reißt der Gesang ab. Man hört ein klatschendes Geräusch und eine rauhe Frauenstimme: „Jetzt hörst aber auf mit dem dummen Lied — —!" Minerls Gezeter veranlaßt eine „Intervention" von mitleidigen Nachbarinnen. Aber die Mutter bleibt hart: „Ich leid's net" sagt sie trotzig auf alle Vorstellungen. Daß die Frau des Arbeitslosen nervös wird, wenn man das Wort „Hungersnot" ausspricht, ist nicht unbegreiflich. Den „Arbeitslosen" nennen wir den kranken Kellner immer noch, teils aus Höflichkeit, teils aus Gewohnheit. In Wirklichkeit war seine Arbeitslosigkeit schon längst, längst ein endgültiger, ein zweifelloser Dauerzustand geworden, noch ehe das neue Unglück dazu kam. Wer sollte einen Kellner beschäftigen, der fast vollständig taub ist und überdies noch ein schweres Fußleiden hat, das ihm das Stehen zur Qual macht? Nach seiner Ertaubung, der Folge einer Grippe, half der Mann noch eine Zeit lang beim Tellerwaschen in der Gasthausküche, machte demütig und bescheiden die „Frauenzimmerarbeit". Jetzt ist er seit Jahr und Tag unbeschäftigt, ist von der Krankenkasse „ausgesteuert" und verbringt seine Tage damit, jedem, der ihm zuhören will, zu beweisen, daß das doch „ganz unmöglich" ist, ihn so „einfach stehen zu lassen". Mitunter geschieht aber das „Unmögliche" leider doch. Uebrigens wurde die Unmöglichkeit noch weiter gesteigert, denn der Arbeitslose mußte sich vor kurzem das Bein abnehmen lassen, weil es brandig geworden war. Aus Mitleid läßt man die Frau in „seinem" Kaffeehaus beim Aufräumen helfen. Aber sie kann die schwere Arbeit nicht bestreiten und muß immer wieder um einen Ruhetag bitten. Ohne große Sehergabe kann man den Tag ausrechnen, an dem der Chef sagen wird: „Ja, liebe Frau, es tut mir sehr leid — —." Zweimal schon ist es ihr „passiert", daß das Taschentuch, das sie beim Husten geistesgegenwärtig vor den Mund hielt, Blutflecken zeigte. Bis jetzt hat es zum Glück der „Herr" nicht gesehen. Was wird geschehen, wenn man sie beim Bluthusten ertappt? Es gibt gar nicht wenige Menschen in Wien, die den Hunger für ein Märchen halten oder doch für eine „demagogische Uebertreibung". Die Frau des Arbeitslosen könnte sie vielleicht belehren. Zornig sagt sie: „Was braucht s' denn alleweil von der Hungersnot singen! Wirst's no derwarten können!"

Eine Weile ist's still im Hof, man hört nur das Klappern und Rasseln aus den Küchen, das Scharren und Kratzen aus der Elektrikerwerkstätte. Dazwischen gemurmelte Gespräche, Fragen von einem Küchenfenster zum anderen mit daranschließendem kurzem Meinungsaustausch. Dann kommt ein Sängerpaar mit einer „Klampfen", auf deutsch: Guitarre. Sie stellen sich in Positur und legen los. In unverfälschtem wienerisch teilen sie mit, daß sie ihr Herz in Heidelberg verloren. „Wo is denn das Heidelberg eigentlich?" hört man die alte Strickerin fragen. „In Deutschland" antwortet mürrisch ihr Untermieter, der „Narrische" genannt, ein alter Weingartenarbeiter. Aber angeregt greift der Elektrotechniker das Thema auf. „Glauben Sie, daß es doch zum Anschluß kommt?" „Der Anschluß!" seufzt der Greisler elegisch, „ja, das wär was Schönes!" Der Greisler (derzeit: Feinkosthandlung) heißt Wondraczka und besitzt ein Grammophon, das abwechselnd „Stille Nacht, heilige Nacht" und ein Potpourri aus „Siegfried" spielt. Selbstverständlich ist der „Anschluß" sein Ideal, um so mehr als er ihn für unerreichbar hält. Aber der Sänger läßt sich nicht verleiten, in die Diskussion einzugehen. Er hält die kleine Rede, die für die Bänkelsänger jetzt sozusagen obligat geworden ist und die unfehlbar mit „Indem daß — —" beginnt.

Kaum haben die Sänger das Feld geräumt, als sich der Elektriker-„Lehrbub" vom Ehrgeiz gestachelt fühlt, auch seine Sangeskunst vorzuführen. Mit „Es war in Ebersdorf, das mir ein Lied erklang" beginnt er, überlegt sichs aber auf halbem Weg und setzt fort:

„Du, nur du allaine
So wie du küßt Kaine."

„So ein Blödsinn!" knurrt der ältliche Eisenbahner, der gerade nach einer Dienstnacht und drei Stunden Schlaf seine Morgentoilette besorgt, indem er sich am Küchenfenster — dem Samstag zu Ehren — die grauschwarzen Bartstoppeln rasiert. „Als ob net a jede ganz gleich küssert." „Das gefällt Ihnen nicht?" fragt der lustige Bursch zuvorkommend. „Warten S', ich hab auch eines, extra für Sie." Und ohne Zögern setzt er ein:

„August, wo sind deine Haare?"

Unter dem Lachen der Zuhörer flüchtet der Eisenbahner, die Waschschüssel und das Handtuch zurücklassend.

Nach einer Pause kommt ein bärtiger Mann mit einer Violine, der er kreischende, quälende Töne entlockt. „Können Sie nicht singen?" fragt der Elektrotechniker. „Nein", antwortet der Bart kleinlaut, „ich bin heiser." „Na jetzt, deswegen — —. Die da bei uns singen, die sind allesamt heiser, daß man ihnen den Rauchfangkehrer für'n Hals schicken möcht — —." Der Geiger murmelt etwas von „abgebauter Angestellter". „Das ist was anders — wenn Sie abgebaut sind — —." Die Päckchen mit den Zweigroschenstücken klirren auf das Pflaster.

Zwei junge Burschen suchen „Rückendeckung" beim Teppichklopfen und fangen wahrhaft ohrenzerreißend zu singen an:

„Auf den Laimgruben
Da steht aa altes Haus,
Da war mein liabes, guates Mutterl z'Haus.
Niemals hör' ich wieda
Ihre frohen Lieda,
Von der längstvergangnen guaten alten Zeit."

Alle sind gerührt. Aber der „Narrische" fragt in leicht verständlicher Ideenverbindung doch: „Glauben Sie, daß der Mieterschutz aufgehoben wird?" Die Frage ist begreiflich — das Dach über dem Kopf ist so ziemlich das einzige, was ihm und seiner alten Quartierfrau im Leben geblieben ist. Natürlich kann er, „wenn alle Stricke reißen" immer noch in die „Versorgung" gehen, denn er ist ein richtiger „echter Wiener". Aber er hat seine siebzig auf dem Rücken und da lernt man nicht mehr so leicht die Disziplin, die in jeder Anstalt notwendig ist. Er möchte auch nicht gern von „seinem" Weinberg fort. Im Sommer, mit der Spitzhaue in der Hand, da ist's immer noch lustig. Und im Winter „wurstelt" er sich mit der kleinen Pfründe recht und schlecht durch. Ein Universalheilmittel behebt alle seine Leiden: der Schlaf. Wenn man schläft, hat man keinen Hunger, keine Schmerzen, braucht kein Licht und keine Unterhaltung. Also gehen die beiden Alten um vier Uhr ins Bett und schlafen, bis es heller Tag wird. „Jede Nacht kann ich der Kaiser sein", sagt der Närrische stolz, „und kann so viel Leut umbringen, wie ich mag." Weil aber der Schlaf sein Trostbringer ist, ist die Wohnung seine größte Sorge. „Die Roten wern's scho machen", tröstet eine Hausgehilfin, „höchstens kommen s' wieder mit die Pfeiferln." „Dank schön, Fräuln Bubikopf!" quittiert der Alte mit einem Lächeln.

Die Beiden holen zu einem neuen Schlag aus:

„Wenn dich die Menschen nur kränken,
Weine nicht.
Alles darfst du dir denken,
Sagen nicht."

„Was meinen Sie?" fällt der Eisenbahner ein, der wieder aufgetaucht ist, „wird er in die Koalition gehen?" Niemand fragt, was „Koalition" bedeutet. Das Wort ist mit einem Schlag in Wien Volksgut geworden. Wie die Tragödie vom 15. Juli mit einemmal den „Justizpalast" bekannt werden ließ, während früher kein Mensch gewußt hat, wo der Palast liegt und was er in seinem Innern birgt. So ist sich jetzt jedermann über „Koalition" klar geworden. Man weiß auch, wer „er" ist, der Herr Bundeskanzler, „der Seipel". Alle Welt redet darüber, je weniger man davon versteht, um so besser. Die Diskussion wird heftig. „Mir wern ihm was blasen" sagt die Jugend. Das Alter meint: „Na jo, so a Koalition is net das ärgste — —." So geht's eine Weile hin und her, bis das „Fräuln Bubikopf laut aufschreit: „Jessas, mei Einbrenn — ." Verständnisvoll ziehen alle Nasen den brenzlichen Geruch ein. Die beiden Sänger halten den Augenblick für ihre Rede gekommen. Diese Rede klingt in eine Bitte um ein bißchen Essen aus. „Kommt's eina", sagt der Hausbesorger, auch ein Arbeitsloser. „Mir habn nix, werd's Ihr aa no satt werden." Das lächelnde Gesicht seiner kugelrunden Frau erscheint im Fenster des Tiefparterre. „So is er immer", sagt sie freundlich, „immer macht er seine Witz! Aber bitt' schön, putzen S' Ihna die Füß ab. Und nit wahr, da herin wern S' nit singen?" Die Sänger versprechen es feierlich — das Hofkonzert ist zu Ende. „Wenn nur Einer, Einer kommen wollt" träumt der Greisler vor sich hin, „und das Fiakerlied singen." „Lassens Ihna net auslachen", sagt der Narrische, „was a besserer Mensch is, der weiß doch heutzutag nimmer, wie a Pferd ausschaut."

Klara Mautner-Wien.

Kunst und Wissen.

Felix Adler gestorben.

Der Redakteur und Musikreferent der „Bohemia", Felix Adler, ist gestern im zweiundfünfzigsten Lebensjahr gestorben. Obwohl seit Jahren schwer leidend, hat Adler noch bis vor wenigen Tagen sein Merkeramt ausgeübt, so daß die Nachricht von seinem Tod dennoch überraschend kommt.

Felix Adler hatte sich in seiner Vaterstadt Wien die Sporen als Musikkritiker verdient, war dann in München und später in Dresden (bei den „Neuesten Nachrichten") als Theater- und Konzertreferent tätig. Seit dem Jahre 1906 gehörte er der Redaktion der „Bohemia" als Musikkritiker an. Hier hat er seinem Namen einen Ruf geschaffen, der weit über die Grenzen Prags und Böhmens hinausdrang. Seinem Urteil, das sich auf hohen Kunstverstand, gründliches Wissen und reiche Erfahrung gründete, wurde überall Beachtung geschenkt. Insbesondere in früheren Jahren, ehe ihn noch ein schweres Leiden überfiel und solange er an allen großen musikalischen Ereignissen auch im Ausland persönlich Anteil nehmen konnte, galt er gewissermaßen als Autorität. Obwohl, oder vielleicht gerade weil auch der kunstkritische Teil der Prager deutschen Bürgerpresse mit Objektivität und Verläßlichkeit wahrlich nicht überlastet ist und wiewohl auch Felix Adlers Urteil zuweilen durch Haß oder Liebe auf Kosten der Sachlichkeit gefärbt war, darf gesagt werden, daß er kraft seiner Kenntnisse und der absoluten Sicherheit, die diese seinem Urteilsvermögen verliehen, dennoch im allgemeinen immer Diener der Sache, der Kunst, blieb. Die Schärfen seiner Kritik haben sicherlich in unzähligen Fällen zur Beseitigung von Uebelständen und zur künstlerischen Erziehung beigetragen, wie anderseits warmes Wohlwollen und unbeirrbares Eintreten für echtes Künstlertum diesem und damit der Kunst selbst in bedeutsamer Weise genützt haben. Nur daß eben die schaffende Arbeit des Kritikers sich nur wenig dazu eignet, im Einzelnen wie in der Gesamtheit sichtbar zu werden, daß eben dem Kritiker noch weniger als dem Mimen die Nachwelt Kränze flicht. Bei allen Abirrungen, denen schließlich jeder Rezensent unterworfen ist, die aber bei der bürgerlichen Presse zweifellos oft ihre Ursache nicht nur in einer Irrung des persönlichen künstlerischen Urteils haben, war Adler doch eine stets achtbare Kritikerpersönlichkeit, berufen nicht zuletzt durch unverkennbar echte Liebe für die Kunst und begabt mit der im guten Sinne journalistischen Fähigkeit zum Wort, dem Humor und Satire sein besonderes Gepräge gaben. Das deutsche Musik-Prag verliert mit Felix Adler einen seiner bekanntesten Köpfe und charakteristischesten Erscheinungen.

Bruno Walter, einer der berühmtesten Dirigenten der Gegenwart, wird das einzige Konzert der Tschech. Philharmonie am 9. Jänner im Luzernasaal leiten. Am Programm: Schubert: Symphonie H-moll, Mozart: Symphonie G-moll und Beethoven: die III. Symphonie „Eroica". Karten im Vorverkauf.

Festaufführung „Die Meistersinger von Nürnberg". Für die anläßlich des 40jährigen Jubiläums des Neuen Deutschen Theaters am 5. Jänner stattfindende Festaufführung beginnt der allgemeine Vorverkauf morgen, Freitag. Die Abonnenten werden aufmerksam gemacht, daß ihr Vormerkungsrecht mit diesem Tage erlischt, und werden aufgefordert, die vorgemerkten Karten spätestens im Laufe des morgigen Vormittags abzuholen.

Spielplan des Neuen Deutschen Theaters. Donnerstag (69—1): „Zwölftausend." — Freitag (71—3): „Die Liebeskutsche." — Samstag, 6½ Uhr (72—4), Gastspiel Milowitsch: „Der Orlow." 10½ Uhr abends, zum erstenmal: „Ich hab' mein Herz in Heidelberg verloren." — Sonntag, nachmittags: „Trill-Trall." Abends (70—2): „Falstaff." — Montag (73—1), Gastsp. Milowitsch: „Lady Hamilton."

VERLANGET UEBERALL

Spielplan der Kleinen Bühne. Donnerstag: „Stella." — Freitag, Kulturverbandsvorst.: „Die Hexer." — Samstag, 7 Uhr: „Du wirst mich heiraten"; 10 Uhr abends, zum erstenmale: „Stöpsel." — Sonntag, nachmittags: „Olly-Polly"; abends: „Stöpsel". — Montag, Bankbeamtenvorst. 1.: „Stella".

Devisenkurse.

Prager Kurse am 28. Dezember.

	Geld	Ware
100 holländische Gulden	1363.12½	1369.12½
100 Reichsmark	804.75	808.75
100 Belgas	470.85	473.55
100 Schweizer Franks	650.87½	653.87½
1 Pfund Sterling	164.16	165.36
100 Lire	177.62½	179.02½
1 Dollar	33.60	33.90
100 französische Franks	132.30	133.30
100 Dinar	59.41	59.91
100 Pengös	589.20	592.20
100 polnische Zloty	377.—	380.—
100 Schilling	475.62½	478.62½

Turnen und Sport.

Aus dem bürgerlichen Sumpf.

Wer ist schuld? Wer ist schuld an der unaufhaltsamen Verrohung des Professionalsports? fragt das Wiener „Sporttagblatt" und antwortet darauf: Alle! Alle, nur nicht das „Sporttagblatt" selber. Man braucht aber nur umzublättern, um alsogleich auf folgende Geistesblüte zu stoßen:

Erstens amol bin i net sein, wann aner auf mi losgeht, und zweitens hob i ch no a fertige Watschen im Sack, di i derweul nur aufs Eis g'legt hab' daß 's net wieder haßt, i mach' wegen an jeden Schmarrn an Wirbel... Sö, da hat ma müassen in Saft gehen, ob ma woll'n hot oder net, aber trotzdem hab' i mi no im letzten Moment beherrscht, weil der Sparta-Gstaunten no net verraucht is. Aber zu an anndern Zeitpunkt schmier' i dem ane, daß de orman Schwadorfer wieder amol im Freien übernachten müassen.

Wo Watschentum und Sumperei so edle dichterische Verklärungen finden, dort kann doch nur die reine Unschuld zu Hause sein. Und dieses Fachblatt für sportliche Verrohung will der österreichische Professionalverband zu seinem offiziellen Organ machen!

Der „unpolitische" bürgerliche Sport. Man ist zwar manches von der „unpolitischen" Leistungsfähigkeit des bürgerlichen Sports gewöhnt, aber so schamlos frech wie etwa in dem folgenden „Aufruf" des „Oberösterreichischen Automobilklubs" wird wohl selten die Maske abgeworfen:

Euer Hochwohlgeboren! In der am 7. d. abgehaltenen zusammengetretenen Versammlung von Mitgliedern unseres Klubs wurde der Beschluß gefaßt, im Rahmen des Klubs eine Technische Nothilfe mit Kraftfahrzeugen zu organisieren. Zu diesem Zwecke haben sich sämtliche Anwesende mit Revers verpflichtet, im Falle eines Verkehrsstreiks oder anderer wirtschaftsstörender Ereignisse ihre Kraftfahrzeuge, Personen- und Lastkraftwagen sowie Motorräder (mangels eines unbedingt verläßlichen Fahrers eventuell auch ohne Fahrer) für die Zwecke der die Regierungsbehörden unterstützenden Selbstschutzorganisationen bedingungslos zur Verfügung zu stellen. Gleichzeitig wurde der einstimmige Beschluß gefaßt, an sämtliche Mitglieder des Klubs die Aufforderung zu richten, dieser Aktion ebenfalls beizutreten, und erwarten wir zugleich zuversichtlich, daß Euer Hochwohlgeboren sich hiervon nicht ausschließen werden. Zum Zeichen ihrer Zustimmung werden Sie eingeladen, den umseitigen vorbereiteten Revers mit den entsprechenden Daten ausgefüllt unverzüglich mit beiliegendem Rückkuvert rekommandiert zurückzusenden. Sollten Sie nicht gewillt sein, dieser Aktion beizutreten, wollen Sie trotzdem das vorliegende Schreiben an uns zurücksenden. Hochachtungsvoll Oberösterreichischer Automobilklub Der Präsident: F. Hönig, e. h.

Daß das Schieberpack, das da in Autos die Luft verpestet, von Haß gegen arbeitende Menschen trieft, ist ja nur recht und billig. Daß aber eine fromme christliche Seipel-Regierung bereit ist, sich mit dem Gesindel auf Gedeih und Verderb zu verbünden, ist zwar auch nicht mehr neu, doch immer wieder bemerkenswert.

Der Brigittenauer A. C. in Wien liegt in den letzten Zügen. Nur noch Kampferinjektionen fretten das Dasein des Todkranken hoffnungslos fort. In ihm sterben drei Vereine zugleich, die einmal eine bessere und reinere Vergangenheit gehabt haben: Donaustaat, Ostmark und Typographia. In den Reihen des Arbeitersports hätten sie alle bescheiden, aber anständig und gesichert leben können. In der Sphäre des bürgerlichen Korruptionssports waren moralische und materielle Verderbnis und zuletzt auch der physische Untergang unvermeidlich. Und wie mit den Brigittenauern wird es auch mit Simmering und Hertha ausgehen und mit allen denen, die die Sache des Arbeitersports verließen, weil sie mit dem Klassengegner Geschäfte machen zu können glaubten.

Schach. In einzelnen Vereinen beginnt nun auch das Schachspiel seinen Einzug zu halten. Vornehmlich sind es ältere Genossen, die hier in dieser Art zu geselligen Stunden zusammen kommen. Wir hoffen, auch hier bald mehr davon berichten zu können.

Schwerathletik. Während die Leichtathletik von Jahr zu Jahr an Stärke zunimmt, ist das Gebiet der Schwerathletik weniger bevorzugt. Lediglich in Nordböhmen, speziell im Warnsdorfer Sprengel, erfreut sich das Ringen und Gewichtheben größerer Beliebtheit. Nun ist auch im Bodenbacher Gebiet der Versuch unternommen worden, bahnbrechend für die Schwerathletik zu wirken. Eine Schauveranstaltung in Form eines Städtekampfes Bodenbach-Warnsdorf leitete den Anstoß ein. Es steht zu erwarten, daß zum kommenden Bundesturnfest eine große Anzahl von Schwerathleten auf den Plan treten wird.

Bundesturnfest 1930. Langsam beginnen die Sparten bereits ihr Programm für die in zwei Jahren stattfindende Bundesveranstaltung vorzubereiten. Neben den Wetturnen dürfte die Leichtathletik den breitesten Rahmen einnehmen. Aber auch die Turnspieler, wie die Fußballer werden sich nicht im Winkel drücken lassen. Festmeisterschaft und ein Festcup wird in diesen Spielzweigen neben der Bundesendrunde zur Austragung gelangen. Die Wassersportler werden ebenfalls bald ihr Programm vorlegen, so daß mit einem alle Sparten erfassenden Betrieb zu rechnen ist.

Herausgeber: Dr. Ludwig Czech.
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Emil Strauß.
Druck: Deutsche Zeitungs-Aktien-Gesellschaft in Prag.
Für den Druck verantwortlich: Otto Holik, Prag.
Die Zeitungsmarkenfrankatur wurde von der Post- u. Telegraphendirektion mit Erlaß Nr. 127.451/VII/27 am 14. Mai 1927 bewilligt.

Bibliotheken
für Organisationen, Vereine, Gemeinden, Gewerkschaften, Schulen usw. werden zweckentsprechend zusammengestellt, sowie ergänzt, von der
Volksbuchhandlung
Ernst Sattler,
Karlsbad.

Hühneraugen
Hornhaut beseitigt in einigen Tagen nur
VITEK'S
„Anticornein"
Eine Flasche Kč 6'—
Zu haben in Apotheken u. Drogerien.
Allein echt von
Fr. Vitek & Co., Prag II.
Vodičkova 33.